Tugendspiegel

oder

s moralische A B C.

Von

Carolina Reinhold.

Reinhold
Paed. Pr.
2837 di

<36632290150014 S

<36632290150014

Bayer. Staatsbibliothek

R

pag. 69.

Rührt denn der schöne Gedanke mit dem Blumen-Kranz von dir her mein Sohn?

Tugendspiegel

oder

das moralische A B C.

Ein

Lehr- und Lesebuch

zur

Veredlung jugendlicher Herzen

von

Carolina Reinhold.

Mit 6 illum. Kupfern.

Nürnberg,
bei August Recknagel
1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

„Gute Dore erzähle uns eine Geschichte, ein Mährchen.“ Mit solchen und ähnlichen Bitten bestürmten ich und meine Geschwister, als wir noch Kinder waren, ein altes ehrliches Mütterchen, welche in meinem elterlichen Hause viele Wohlthaten genoß, und dafür uns Kindern mit herzlicher Liebe zugethan war. Gerne willfahrte sie daher bei jedem Besuch unserm dringenden Verlangen, und schauerliche sowohl, als lustige Erzählungen folgten in bunter Abwechslung einander, wobei stets mächtige Ritter, oft auch grausige Gespenster ihre Rollen spielten. Indessen wurden wir älter; das so oft gehörte, zum Theil abgeschmackte Einerlei sagte unserm erwachenden Geiste nicht mehr zu, und oft befand sich die gute Dore in nicht geringer Verlegenheit, womit sie den Wünschen ihrer Lieblinge genügen sollte. Da nahm sie endlich zu einem Vetter, der sich dem Schulfache widmete, ihre Zuflucht, und dieser war gefällig genug, durch seine fleißige Feder eine ziemliche Anzahl Geschichten zu liefern, die von uns mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Noch sehe ich, beleuchtet vom Scheine der Erinnerung, die redliche

Greisin in unserm Kreise sitzen, erblicke die Brille auf ihrer Nase, höre sie eifrig vorlesen, und bemerke ihre heitere Miene, wo sie sich überzeugen konnte, daß ihre kleinen Zuhörer befriedigt worden waren.

Doch diese für uns so angenehmen Unterhaltungen erlitten plötzlich eine Störung, indem unsre alte Freundin gefährlich erkrankte und bald darauf starb.

Ich, die älteste unter meinen Geschwistern, erbte von Doren das bewußte Heft, das Jenen und mir noch manche Stunde verkürzte.

Andere Beschäftigungen traten in der Folge an die Stelle der kindlichen Spiele, und so wurden auch diese Papiere in einen Winkel geräumt und fast vergessen, bis sie vor einiger Zeit mir wieder in die Augen fielen. Hierin dachte ich, indem ich freudig diese Zeugen einer glücklichen Lebensperiode ergriff und durchblätterte, hierin liegt manches Keimchen des Segens verborgen, das vielleicht in manchem Kinderherzen blühen und reiche Früchte tragen könnte!

Ich beschloß, das Werkchen der Verborgenheit zu entziehen, paßte manches darin den jetzigen Verhältnissen an, und übergebe es nun meinen lieben Lesern mit dem innigen Wunsche: daß der durch mich aufgestellte Spiegel Euch den hohen Werth der Tugend, den Nachtheil der Fehler treu und wahr zeigen, Euch zur Aneignung der erstern und zur Vermeidung der letzteren veranlassen möge! —

Der ungerechte Argwohn oder das Angebinde.

Moritz hatte die Knabenschaar, welche den Nachmittag bei ihm zugebracht hatte, bis zur Hausthüre begleitet, und bemerkte, ins Zimmer zurückhüpfend, mit Schrecken den geöffneten Vogelbauer. Rasch sprang er hinzu, Pipi, sein schöner gelber Kanarienvogel war nicht mehr darin. Er suchte ihn überall, kroch im ganzen Zimmer umher, durchstöberte jeden Winkel, der kleine Liebling war nicht zu sehen, wohl aber statt dessen verbarg sich die falsche Hauskatze unter dem Sopha und ihr furchtsames Knurren ließ errathen, daß das arme Vögelchen die Beute der Raubsüchtigen geworden war. Groß war Moritzens Trauer, und wer wird ihm dieß auch verargen? — Hätte er sich nur nicht durch sie zu einem ungerechten Argwohn verleiten lassen! —

„Diesen Streich hat mir Leopold, der saubre Patron, gespielt, der mir schon lange meinen Vogel mißgönnte,“ rief der Knabe im bittern Tone, und fuhr dann gegen Nina, seine Schwester, gewendet fort: „Seine Lerche, die er zu derselben Zeit bekam, in der Pipi mir geschenkt wurde, singt schon lange nicht mehr, er mag sie wohl haben verhungern lassen, seitdem aber diese im Garten begraben liegt, beneidete er mich, daß meine Freude von längerer Dauer war; noch vor dem Weggehen sah ich den treulosen Freund dort am Fenster ganz nahe am Vo-

gelbauer heimlich verkehren, sicher öffnete er ihn — ach — mein armes liebes Thierchen!" Moritzens lautes Schluchzen unterbrach dessen Rede und Nina, welche zwar den Jammer des Bruders, doch nimmermehr seinen Verdacht theilte, fiel tadelnd ein. „Wie magst du so Arges von dem guten Knaben denken? wer weiß, wer in unsrer Abwesenheit sich dem Käfig näherte, ich bitte dich, Brüderchen, lasse dir gegen Niemand, am wenigsten gegen Leopold Etwas von deiner Vermuthung merken, denn ist er, wie ich bestimmt glaube, unschuldig, wie bitter würde der Arme gekränkt!" —

„Ich weiß, was ich weiß, und thue, was ich will," rief mürrisch der argwöhnische Moritz und wirklich achtete er nicht auf der Schwester Bitte; denn schon am nächsten Morgen erfuhr sein Schulnachbar den ganzen Vorgang, begleitet von den gehässigsten Zusätzen gegen Leopold. — Leicht hätte dieser aus den scheelen Blicken, welche der Erzähler ihm von Zeit zu Zeit zuwarf, etwas davon merken können, allein in dem arglosen Kleinen regte sich kein solcher Gedanke, ihn beschäftigte ein ganz anderer Plan, der gleich bei Moritzens Klagen um seinen Verlust, die er laut ertönen ließ, in seiner Brust entstand.

Er wollte nämlich dem Freunde an seinem nahen Namensfeste in einem andern Vögelchen Ersatz für den verlornen bieten, und nun zählte er im Gei-

sie die kleine Barschaft und rechnete, ob wohl diese ihm erlauben würde, sein Verlangen zu erfüllen. Dabei übersah er Moritzens unfreundliches Betragen gegen ihn und hielt es als Folge der Launen, womit der Gespiele oft sich und Andere plagte. Ohngeachtet dieser Fehler liebte ihn aber doch der gute Leopold, und wirklich führte er sein löbliches Vorhaben aus. Ja am Vorabend des gedachten Festes thronte auf den goldnen Stäben des seit der letzten Zeit leeren Käfigs, den der Freund sich mit Ninas Hülfe zu verschaffen gewußt hatte, ein wunderschöner Kanarienvogel. Als Moritz schon im süßen Schlummer lag, wurde jener heimlich in dessen Schlafgemach gebracht, und sein schmetternder Gesang weckte am frühen Morgen den kleinen Schläfer. „Was war das?“ rief der Überraschte, richtete sich auf, rieb sich die Augen und blickte forschend umher. Was brauchte er lange zu suchen,? schon stimmte das Vögelein eine neue Melodie an, und Moritz war schnell aus dem Bette und beim Vogelbauer. „Wie herrlich, wie einzig! wem danke ich dieß liebe Angebinde?“ sprach er und betrachtete entzückt das gelbe glänzende Gefieder, das schwarze Köpfchen des freundlichen Thierchens. —

Auch die Schwestern, welche im angränzenden Gemache ihren Anzug ordneten, freuten sich der hübschen Sangesweise. Besonders lebhaft äußerte sich das 6jährige Malchen darüber, bis sie endlich mit

selbstzufriedener Miene und mit folgenden, doch leise gesprochenen Worten sich zu Nina wandte und flüsterte: „Niemand ist froher, als ich, daß Moritz wieder einen andern Pipi hat, immer zitterte ich, wenn die Sprache auf den verlornen kam; denn sieh Schwesterchen, jetzt kann ichs schon gestehen, ich war es, die neulich den Käfig öffnete, aber, so viel ich mir auch Mühe gab, nicht mehr schließen konnte, das Vögelchen flog heraus und ich voll Angst aus dem Zimmer, wohl verschloß ich die Thüre, allein" — — „Wie!" unterbrach sie Nina voll Erstaunen; „wie, du bist Schuld an Pipi's Tode, und ließest listiger Weise den Verdacht auf dem armen Leopold ruhen; o wie abscheulich! gleich komm und gestehe deinen Fehler," hiebei ergriff das Mädchen die zögernde Schwester und zog diese wider ihren Willen in Moritzens Zimmer, der Nina's letzte Worte schon gehört hatte, und ihnen unter der Thüre entgegen trat. Malchen mußte beichten, doch noch mehr, als ihr, zürnte der Knabe sich selber, wegen seines ungerechten Argwohns; es schmerzte ihn um so inniger, als er erfuhr, daß Leopold es war, der ihm die heutige Überraschung bereitet hatte. Noch in derselben Stunde eilte er zu dem Freunde, der vergebens Alles aufbot, die Thränen des Reuigen zu stillen. Jeder Blick auf seinen Pipi erinnerte indessen diesen an Leopolds Edelmuth und der innige Freundschaftsbund zwischen beiden Knaben erlitt ferner keine

Störung mehr. Moritzens erhöhter Werth war die Folge davon. Eben so sichtbar wirkten das Beispiel und die Lehren der liebenswürdigen Nina auf das leichtsinnige Schwesterlein, und nimmer suchte sie sich durch List irgend einer Strafe zu entziehen.

Die barmherzige Hüttenbewohnerin oder die Buttermilch.

Wollt Ihr meine lieben Leser mir wohl ein wenig in eine von den eurigen verschiedene Wohnung folgen, so zeige ich euch den Weg nach einem ländlichen Häuschen, das am äußersten Ende eines Weilers ganz nahe am Walde liegt. Ohnweit desselben umschließt eine hölzerne, von Feuerbohnen umrankte, Umzäunung ein Gärtchen, das den Hüttenbewohnern wohlschmeckendes Gemüse liefert; neben am Raine weiden einige Gänse, und das Blöcken des Kalbes verräth den Aufenthaltsort der vierfüßigen Hausgenossen, welche die wackere Liese sorglich verpflegt; überhaupt hält diese, so wie ihr Mann das kleine Besitzthum treulich zu Rath, auch erziehen Beide ihre Kinder zur Gottesfurcht, zum Fleiße und zur Mildthätigkeit und gerne folgen Gretchen und Hans den Lehren der Eltern.

In dem Augenblick, den ich euch nun schildern will, drängt sich das pausbackigte Geschwisterpärchen ganz nahe zur Mutter, die in der Mitte

der Stube vor dem Butterfasse steht und nach been-
detem Geschäfte die Buttermilch in einen Topf gießt.
Auf dem Tische befindet sich eine grüne irdene Schüs-
sel, ein angeschnittener Laib Brod und ein Messer;
Alles hatten die der Abendsuppe harrenden, hung-
rigen Kinder schon hergeräumt; allein nicht gleich
ward ihre Eßlust gestillt. „Ihr begehrlichen Din-
ger" schalt die Landfrau die dringenden Kleinen,
„wollt ihr nicht warten, bis der Vater heimkehrt?
ich denke immer, er wird heut' bald seine Heerde
ins Dorf treiben, denn kohlschwarze Wolken ziehen
am Himmel herauf und mir deuchts als regnets schon."
Sie blickte, indem sie so sprach, zum kleinen Fen-
ster hinaus, und gewahrte einen Handwerksburschen,
der höflich grüßend schnell weiter schritt. „O du
mein Gott, wo wollt ihr denn noch hin? redete ihn
das mitleidige Weib an, „seht nur, wie drohend das
Gewitter dasteht, es ereilt euch im Walde; kommt
lieber herein in meine Hütte, da sitzt ihr wenigstens
trocken." Der Wanderer blieb stehen und erwie-
derte auf die freundlichen Worte: „Ja, ich muß
dennoch weiter; erreiche ich nicht vor Einbruch der
Nacht das nächste Dorf, wo ich mir erst einen Zehr-
pfennig erbetteln kann, so darf ich wohl gar im
Freien übernachten und überdieß Hunger leiden; er
quält mich ohnedem schon; denn außer etwas Brod,
habe ich heute noch nichts gegessen, weil ich das
Unglück hatte, diesen Mittag meinen Geldbeutel

sammt meiner kleinen Barschaft zu verlieren. — „Du lieber Himmel, so geht doch nur schnell herein;“ sagte die gutmüthige Liese, wie sollte ich so hartherzig sein und mich eurer nicht erbarmen, wo viere essen, da beschert der gute Vater da oben das fünfte Stücklein Brod auch! Ein fürchterlicher Blitzstrahl, dem ein heftiger Donnerschlag folgte, erhellte alsbald den Horizont, und dankend und segnend betrat der Ermattete das gastfreundliche Obdach.

Die Mutter aber rief dem Mädchen zu: „He Grete, brocke nur flink die Suppe ein, den armen Mann hier plagt wohl Hunger und Durst, ich muß jedoch sogleich die Kuh versorgen, die schon im Stalle blöckt.“ Die Kleine und ihr Brüderlein thaten nach dem Geheiß, während der Vater, er war der Hirte des Dörfchens, nun auch in die Stube trat und eben so treuherzig als seine Frau den Ankömmling begrüßte.

Bald sammelte sich Alles zum Mahle und trefflich mundete die würzige Milchsuppe. — Gerührt schüttelte der nun gesättigte Gast seiner gegenübersitzenden Wirthin die Hand, und sprach gegen sie und ihren Mann gewendet: „Gott lohn's Euch, ihr guten Leute, was ihr an einem Hülfsbedürftigen thut! O könnte ich es euch vergelten, jedoch wenn auch ich es nicht vermag, der Segen bleibt darum doch nicht aus! — Immer noch stürmte und regnete es. Die Hausfrau berei-

tete die Schlummerstätte für den Fremden, und hülfreich brachten Hans und Grete die eignen Kissen und baten, die Nacht auf der Ofenbank zubringen zu dürfen. Auch ihnen widmete der Wanderer, der sich Wilhelm Eder nannte, innigen Dank und schwer schied er am andern Morgen von einer Familie, deren jedes Glied das Wort des Herrn: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht" so schön in Ausübung brachte.

Jahre waren unterdessen dahin geschwunden, und wieder befand sich Frau Liese in dem uns bekannten Stübchen, aber nicht rüstig und heiter waltete sie allda; nein, trübselig sinnend, den Kopf auf die Hand gestützt, saß sie am Tische, der fast das einzige Geräthe im ganzen Zimmer war. — Da öffnete sich die Thüre und herein trat ein gutgekleideter Fremdling, der freundlich um einen Trunk frischer Buttermilch bat. Erschrocken raffte sich das Weib auf, aber noch heftiger durch jene Worte erschüttert, erwiederte sie stockend: „Ach lieber Herr, wie kann ich euer Verlangen erfüllen? wo der Stall leer ist, fragt man vergebens nach Milch." Schonend erkundigte sich nun der Unbekannte nach der Ursache ihres Kummers und erfuhr: daß die Hirtin vor wenigen Wochen ihren Mann, vorher aber durch dessen langwierige Krankheit ihr Vieh und sämmtliche Habseligkeiten verloren habe. „Bald soll ich meine Hütte verlassen und was das schlimmste ist —

ich muß fort, ganz fort von hier, wer wird die verlassene Wittwe aufnehmen? was soll aus meinen Kindern werden!" schluchzte die arme Frau und ihr theilnehmender Zuhörer entgegnete: „Ei, da komme ich gerade zur guten Stunde; erinnert ihr euch nicht mehr des dürftigen Handwerksburschen, den ihr einst durch eure gute Buttermilch erquicktet? Ich bin derselbe, ich bin Wilhelm Eder, der euch nicht vergessen hat, sondern heute, wo ich im nahen Walde dem Holzverkauf beiwohnte, die alte Bekanntschaft erneuern wollte. Erkennt in meiner Anwesenheit die vergeltende Hand des Allmächtigen und seyd wegen eurer Zukunft unbekümmert. Mich hat seitdem das Glück begünstigt. Ein alter Schreiner, der mein Meister wurde und mich lieb gewann, vermachte mir sein Hab und Gut. Dieß will ich nun mit euch theilen. Ihr und Gretchen steht meiner alten Mutter in der Führung meines Hauswesens bei und Hans wird mein Schüler und einst mein Gehülfe."

Eben langte dieser nebst seiner Schwester einen schweren Schubkarren voll Holz ziehend vor der Hütte an. Mit Freudenthränen begrüßte sie die überraschte Mutter und weder sie, noch die Kinder vermochten durch Worte ihren Dank auszudrücken. Sie bewiesen ihn durch die That, und nie fand Hr. Eder Ursache, es zu bereuen, daß sein Herz ihn in die Hütte der Armuth geführt hatte. Liese aber suchte den milden Sinn ihrer Kinder immer mehr

zu befestigen; „denn," sagte sie, „wie reiche Zinsen hat mir eine einzige, schon lang vergessene, wohlthätige Handlung gebracht!" —

Wir legen mit frommem Sinn das Saamenkörnlein einer guten That in den Boden der Zeit, und erst nach Jahren wächst es zum schattichten Baume, dessen Früchte uns erquicken.

Christlicher Sinn oder die Christgeschenke.

„O wie glücklich sind die Kinder, welche Geschwister haben!" äußerte der 11 jährige Theodor eines Abends gegen seine Mutter, „Was gabs doch heute Abends bei Bundorf für einen Jubel! Ich holte mir Herrmanns Buch, in das Hr. Liebhart unsere Aufgaben schrieb, und kam gerade dazu, wie jener seinen Schwestern bescheren ließ; es waren nur Kleinigkeiten, die er spendete, und dennoch hättest du das Entzücken der Mädchen sehen sollen. Es ist was köstliches, Jemand so erfreuen zu können, ach, wenn ich das auch vermöchte!" „Du leerst ja jedes Jahr an Weihnachten den eignen Beutel und erscheinst Konraden und Christeln, den armen Waisen als lang ersehntes Christkindchen, und hier ist das Vergnügen noch mit der Seligkeit des Wohlthuns gepaart, tröstete die Mutter den Sohn, der aber unmuthig erwiederte: „wenn auch, mögen die Lichter am Bäumchen noch so herrlich funkeln, die

Gaben noch so hübsch geordnet sein, die Buben stehen da, wie die Stöcke, und Niemand bemerkt an ihnen den mindesten frohen Antheil, was ist das gegen jene Umarmungen, jene Äußerungen der Zärtlichkeit, gegen jenes Jauchzen, wovon ich heute Zeuge war!"

Während dieses Gespräches kleidete sich der Knabe aus und suchte sein Bettchen, aber lange floh ihn der Schlaf und in der Stille der Nacht bildete sich im Köpfchen des Kleinen ein Plan, der wirklich die älterliche Billigung erhielt. Am andern Tage sah man Jenen auf dem Christmarkt herumwandern, die Buden prüfend durchschauen, hie und da vor einer verweilen, wählen und auszahlen. — Endlich war seinen Wünschen genügt worden und nun wurden zu Hause die Herrlichkeiten im Beiseyn der Mutter ausgekramt. —

„Was hatte denn Theodorchen vor?" fragen neugierig meine lieben Leser und ich werde es ihnen ganz heimlich anvertrauen. Er will vier seiner Freunde durch nette Christgeschenke überraschen und der heutige Abend ist zu dieser Festlichkeit bestimmt.

„Wie lange will es heute nicht finster werden!" seufzte schon um 3 Uhr des Nachmittages der Knabe, dessen Schulferien begonnen hatten, schaute zum Fenster hinaus in die belebten Straßen, und von da auf die Uhr, wünschend, den gemessenen Lauf des Zeigers beflügeln zu können. Nach und nach dunkelte es endlich, und geschäftig brachte Theodor

die den Gefährten bestimmten Spenden herbei. „Wenn sie sich nur so recht von Herzen freuen!“ seufzte er ahnungsvoll und mühte sich, die für Ernst, das 8 jährige Vetterlein, ausgesuchten Bleisoldaten gehörig aufmarschiren zu lassen, und die buntesten, kostbarsten Muscheln in Herrmanns Farbenkasten ins vortheilhafteste Licht zu legen. — Für Emil und Felix hatte er feine Taschenmesser bestimmt. — Eben, als die süßen Lebkuchen beigefügt worden waren, klingelte die Hausglocke und mit strahlenden Augen, selbst zitternd vor Erwartung ob der Erreichung seiner Absicht, führte Theodor die Kameraden in das hellerleuchtete Gemach. Bei den drey ersten erfüllten sich die Hoffnungen des guten Knaben; nur der habsüchtige Felix war nicht befriedigt worden, und während die andern kindlich froh die niedlichen Sächelchen bewunderten, und dem lieben Geber bald die Hand drückten, bald ihn zärtlich umfaßten, gab er sich Mühe sein Mißvergnügen recht deutlich kund zu thun. „Was ist das für ein Lärm um solche Kleinigkeiten, die kaum Dank verdienen, da lohnts die Mühe!“ murrte er und fügte dann gegen Theodor gewendet folgende spottende Worte bei: „6 kr. hat dich doch das Messerchen gekostet, nicht wahr Freundchen? ich bedaure deine große Auslage ha ha ha.“

Wie dem unter Blumen fröhlich spielenden Kinde der Stich eines giftigen Insektes plötzlich

seine schuldlose Lust verbittert, so ging es unserm Kleinen, als Felix diese Frage an ihn richtete, er beantwortete sie nur mit Thränen, und das diesen Abend erwartete Vergnügen war für ihn verloren. Aber auch später konnte er die erlittene Kränkung nicht vergessen, er zürnte deren Urheber noch lange nachher, und ohne Bedauern vernahm er die Nachricht: daß Jener an einem schmerzhaften Augenübel leide. „Das hat er an mir verdient, es geschieht ihm schon recht;“ dachte er, und als die Mutter ihn aufforderte, den Kranken zu besuchen, erfand er immer Ausflüchte, um ähnlichem Verlangen nicht genügen zu müssen. War das wohl recht? — „Nein!“ ruft ihr aus und unser kleiner Freund stimmt auch bald euch bei.

Wie in vielen wissenschaftlichen Gegenständen, erhielt dieser auch in der Religion recht guten Unterricht; wo eben jetzt der Lehrer die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu seinen Schülern vortrug. Natürlich wurde hiebei das versöhnliche Benehmen des Heilands gegen seine Widersacher, sein Gebet für seine Gegner zum nachahmungswürdigen Beispiel aufgestellt, und von den Kindern gefordert, seine hohen hierauf bezüglichen Aussprüche auswendig zu lernen. „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen,“ so las Theodor in der Bibel, und hohe Schamröthe übergoß seine Wangen. —

„Thue ich das wohl auch?“ flüsterte das erwachte Gewissen des Rachsüchtigen, welcher vergebens die von Felix erlittene Beleidigung wiederholte. „Du hast ebenfalls Unrecht gehandelt,“ rief immer dazwischen eine Stimme, die nicht eher schwieg, bis Theodor den Entschluß, zu dem Leidenden zu gehen, erkämpft hatte. Es ward ihm anfangs schwer, als er aber denselben allein im dunkeln Zimmer liegend und unfähig, sich selbst zu beschäftigen, nebst den andern Schmerzen noch von der quälendsten Langeweile geplagt fand, da gewann das bessere Gefühl in ihm die Oberhand, und von nun an widmete er jede freie Stunde dem Kranken und verkürzte ihm durch Vorlesen, Erzählen oder Plaudern die Zeit.

Gerührt erkannte der Wiedergenesende dieß freundliche Bemühen; und milder gestimmt durch seine vergangenen Leiden und voll Hochachtung gegen den Freund räumte er diesem viele Gewalt über sich ein. Ja der edle Theodor erwarb sich durch den Sieg über seine gehässigen Gesinnungen noch das Verdienst, zur Besserung des Gespielen beigetragen zu haben. Statt des habsüchtigen und mürrischen Felix stand ein gutmüthiger, heiterer Knabe vom Krankenbette auf, der in Zukunft auch die kleinste Gefälligkeit mit liebendem Danke belohnte.

Strebt auch ihr, meine lieben Kinder, gleich dem frommen Theodor, dem Beispiel unsers göttli-

chen Lehrers in jedem Verhältnisse nachzukommen — ja betet freudig zum himmlischen Vater: „Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“

Dienstfertigkeit oder die Denkmünze.

Frau Sattler saß emsig arbeitend am Nähtisch, da trat ihr 10 jähriges Louischen zu ihr, zeigte ihr das Strickzeug und sagte mit froher Miene: „Mütterchen, ich bin mit meiner Aufgabe fertig.“ „Nun das ist brav; wäre Adolph auch schon so weit, so könnten wir den lieblichen Abend im Freien genießen;“ entgegnete jene und besah die Arbeit. Der Knabe ließ sich nicht zweimal mahnen und bald war seine Lection gelernt. Zufrieden lächelnd reichte nun die gütige Mutter beiden Kinderchen einen Teller voll Kirschen und reinigte den kleinen dicken Fritz, der, wie die Spuren an Mund und Händen bewiesen, seinen Antheil am Abendbrod schon verzehrt hatte. Dann ordnete sie den eignen Anzug, wie den ihrer Kleinen und bald befanden sich alle vor dem Thore. Eine nahgelegene Wiese war das Ziel ihrer Wanderung, wo sich Adolph und Louise auf dem grünen Rasen tummelten, Blumen pflückten und davon Sträuschen für die theure Mutter wanden, die auf einem nahgelegenen Hügel sitzend ihre Lieblinge beobachtete. Zu ihren Füßen kroch Fritzchen herum und

unterhielt sich eine Zeitlang ruhig und vergnügt im hohen Grase; allein bald genügte ihm das einsame Spiel nicht mehr. „Fritzchen auch zu den Kindern, Fritzchen auch Blumen zupfen bitte, bitte;“ rief er und schmeichelte so lange um die liebende Pflegerin seiner Kindheit, bis diese ihm gestattete, sich weiter in die Wiese hinein wagen zu dürfen. Fröhlich trippelte er fort. Frau Sattler folgte, aber, o weh! indem Letztere berichtigende Aufklärung einem des Wegs unkundigen Wanderer gab, purzelte der Kleine in ein Gräbchen, das den Wiesgrund durchschnitt, und als man den Schreihals herauszog, war er pudelnaß. „Kinderchen, jetzt müssen wir nach Hause; mein Bübchen könnte sich eine Krankheit zuziehen, bliebe er lange in den nassen Kleidern,“ sagte die Mutter zu Adolph und Louisen, die sich inzwischen zu dem weinenden Brüderlein gesellt hatten. „Aber Jammerschade ist's,“ fuhr sie fort, „daß wir nicht länger außerhalb der Stadt bleiben können, es ist heute gar so schön, ja sähe ich irgend einen bekannten Menschen in der Nähe, ich schickte ihn in unsere Wohnung, um frische Wäsche für das Dappfröschchen hier holen zu lassen.“ „Ei, das könnt ich ja auch thun,“ fiel das freundliche Töchterchen ein, eilte fort und brachte schnell das Verlangte.

Ein dankender Kuß der Mutter belohnte das liebe Kind für seine Willfährigkeit, und erst als ein Sternchen nach dem andern am tiefblauen Himmel sichtbar wurde, kehrte die frohe Familie heim.

Doch nicht allein gegen die Eltern war Louise dienstfertig, nein sie übte diese schöne Tugend gegen Jedermann, gegen Hausgenossen und Fremde, gegen Bekannte und Unbekannte aus. Dafür war sie aber der allgemeine Liebling. Einmal erhielt sie sogar eine öffentliche Anerkennung ihres Benehmens.

Frau Sattler hatte für den nächsten Nachmittag einige Bekannte zu sich eingeladen, sie wünschte ihre Schwester auch bei sich zu sehen, und sandte daher ihr bereitwilliges Töchterchen mit einem Briefchen zur Tante, welche die Sommermonate in einem Gartenhaus vor der Stadt zubrachte. Louise übernahm die Besorgung dieses Auftrags mit doppeltem Vergnügen, denn sie hatte die Erlaubniß erhalten, den Abend über bei ihren Verwandten verweilen zu dürfen.

Die ländliche Wohnung derselben lag äußerst angenehm, denn unter ihren Fenstern führte der beliebte Spaziergang der Städter, — ein vor Kurzem erst mit Geschmack und Glück angelegter Park, — vorbei. Viele Lauben, Nischen und Schatten bietendes Gebüsche, Alles mit bequemen Sitzen versehen, luden die Vorübergehenden zum Ausruhen ein und mancherlei Gruppen stellten sich dem aufmerksamen Beobachter dar.

Louischen und ihr Bäschen hatten eine der in einem Rondell angebrachten Bänke zum Spielplatz ausersehen, der ganze Puppenkram war auf

ihr aufgeschichtet worden und einträchtig unterhielten sich die Mädchen damit. Zwei ältliche Damen, welche in der Nähe saßen, ergötzten sich lange an dieser schuldlosen Heiterkeit, bis ein Vorfall eine der kleinen Nachbarinnen ihnen noch interessanter machte. Auf seine Krücken gestützt, schleppte sich ein Greis mühsam des Weges fort, er bat erwähnte Frauenzimmer um eine milde Unterstützung, und bereitwillig zog eines derselben den Geldbeutel. Aber eben sauste ein Reiter im schärfsten Galloppe die Strasse entlang, das Auge der Geberin richtete sich auf diesen, sie faßte den Beutel verkehrt an, und sein ganzer Inhalt lag im Sande. Bestürzt sprang die Begleiterin auf, um den in bescheidener Entfernung wartenden Diener zu rufen; allein bis dieser erschien, war Louise, ihrer schönen Gewohnheit folgend, beschäftigt, die blinkenden Thaler zu sammeln, welche sie sodann mit bescheidenem Anstande der Besitzerin überreichte. Freundlich streichelte die Dame die rosigen Wangen des Mädchens und es entspann sich eine Unterhaltung zwischen beiden, in der sich Erstere genau nach allen Verhältnissen der ihr liebgewordenen Kleinen erkundigte. Endlich entlassen, setzte diese ihr Spiel fort, ohne des Ereignisses weiter zu gedenken. Bald ward sie indessen wieder daran erinnert. —

In der Schule, welche unsere Louise besuchte, wurde jährlich ein Fest veranstaltet. Der dazu be-

Ja mein Kind weihe gerne Andern deine Kräfte!

stimmte Tag erschien, und voll froher Erwartung begaben sich sämmtliche Theilnehmer in das festlich geschmückte Schulzimmer, wo ihr verehrter Lehrer, Hr. Magister Lindheim, eine ermahnende Rede an sie hielt, er lobte die Fleißigen und feuerte die Nachlässigen zur Nacheiferung an; dann sprach er weiter: „Vor Allem kommt es mir zu, den höchsten Befehl zu erfüllen und unserer Louise Sattler die verdiente Anerkennung ihrer Dienstfertigkeit zu ertheilen. Die Dame, welcher du, mein Kind, vor wenigen Tagen aufmerksame Bereitwilligkeit erwiesest, war unsere inniggeliebte Landesmutter, unsere hochverehrte Fürstin; sie ließ mich rufen, und sendet dir durch mich diese Denkmünze und mit ihr die Äußerungen ihres Wohlgefallens.“ Hr. Lindheim erzählte nun die uns bekannte Begebenheit und fuhr dann fort: „Ja mein Kind weihe gerne Andern deine Kräfte! Oft winkt der Lohn schon hier, wo nicht, so denke, daß ein höherer Richter unsre Thaten zählt.“

Mit diesen Worten hing der wackere Jugendfreund der überraschten Schülerin einen an himmelblauem Bande befestigten Ducaten, auf dem schöne Inschriften geprägt waren, um den Hals, und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Stirn.

Alle Kinder nahmen innig Theil an dem Glücke der Gespielin, denn sie war durch ihr gefälliges Benehmen sehr beliebt, und die folgenden Stunden

des Festtages vergingen in schuldloser Lust. Ehe aber Louise den Übrigen zu Spiel und Tanz folgte, erbat sie sich die Erlaubniß, ihre so eben gemachten Erfahrungen den theuern Eltern mittheilen zu dürfen, die sie voll Erstaunen und freudiger Rührung vernahmen.

Die Fürstin ließ es bei diesem Geschenk nicht bewenden, sie leitete die weitere Erziehung des Mädchens, das durch die höhere Fürsorge eine ausgezeichnete Bildung erhielt. Immer, trotz ihrer Kenntnisse und geistigen Vorzüge, blieb Louise der in früher Jugend sich angeeigneten Gewohnheit treu, dem Nächsten unaufgefordert und gerne zu dienen, und wer er auch sein mochte, durfte auf ihren Beistand zählen.

Der ehrliche Franz oder die Eierschalen.

„Ich will aber, daß du die Wahrheit sagest, habe ich gefehlt, so muß ich die Strafe leiden, das ist nicht mehr als billig,“ sprach Franz zu Gustav, seinem Neffen, während Beide im Garten vor der die Beete umgebenden Einfassung knieten und sich vergeblich bemühten, eine abgeknickte Lilienpflanze wieder aufzurichten.

Hr. v. Reizenhelm liebte unter allen Blumen vorzugsweise die Lilien, der kalte Winter hatte jedoch diesen Pflanzen sehr geschadet, und nur ein einziger Stock war dem strengen Froste nicht unterlegen.

Diesen, bei den Spielen, welche die Knaben trieben, zu schonen, war das Gebot des Vaters, das sowohl von Gustav seinem Sohne, als von seinem Neffen, welcher nach dem Tode der Ältern im Hause liebender Verwandten lebte, bisher befolgt worden war. Heute hatte es indessen letzterer vergessen, war im Geschäftseifer mit dem kleinen Schubkarren, auf welchem er die in seinem Beetchen gesammelten Steine aus dem Garten brachte, gerade über die Rabatte gefahren, und die geschätzte Pflanze wurde auf diese Weise beschädigt. Gustav wollte, um den Freund zu schonen, die Schuld auf den Gärtnersjungen schieben, der Abends vorher seines Dienstes entlassen worden war, und dieser Vorschlag gab Veranlassung zu Franzens oben angeführter Äußerung; er erzählte auch wirklich, als Hr. v. Reizenhelm nach einigen Stunden aus der Stadt zurückkehrte, aufrichtig den ganzen Vorgang. Dadurch entwaffnete er den Zorn des Oheims und kam glücklicherweise nur mit einem leichten Verweis davon. —

Ein andermal kostete ihm jedoch sein Geständniß den ganzen Inhalt seiner Sparbüchse.

Ein Handelsmann, der verschiedenes Porzellangeschirr feil bot, kam öfters ins Reizenhelmische Haus; einmal erschien er wieder und legte seine Waare auf dem in der Mitte stehenden Tisch aus, die Baronin wählte nach Bedürfniß; allein so groß auch der dargebotene Vorrath war, so war doch

nicht eine Schüssel von der Größe, wie die Hausfrau sie brauchte, dabei; um dem Juden ihren Wunsch anschaulich zu zeigen, nahm sie ihn mit in die Küche, und die Knaben blieben allein zurück.

Nach Kinderart, die Herrlichkeiten neugierig beschauend, machten sie sich besonders mit den Tassen zu schaffen, die theils mit goldenen Inschriften versehen, theils bunt gemalt waren. Scherzend führten sie eine um die andere zum Munde, aber ach! als Franz gerade eine kostbare wieder an Ort und Stelle setzen wollte, stieß er damit an und ein Splitterchen brach heraus. Spornstreichs eilte der kleine Unheilstifter davon, während Gustav, der Vetter, so gut als möglich das verunglückte Stück ins Heu, womit das Porzellan gepackt war, verbarg; dann setzte er sich an den Schreibtisch, um die vorher begonnene schriftliche Arbeit fortzusetzen. — Die List, von der Gustav den Thäter schnell benachrichtigt hatte, schien zu gelingen, und der Jude den Schaden nicht zu entdecken, allein Franz, der mit dem Geldbeutel in der Hand zurückkehrte, klagte sich selbst an, indem er zu dem eben Abschied nehmenden Manne sprach: „Gemach, lieber Freund: obgleich mirs scheint, daß Sie die Tasse, welche durch mich einen kleinen Mackel erhielt, nicht bemerkt haben, so bin ich doch verpflichtet, Ihnen den dadurch zufallenden Verlust zu ersetzen; suchen Sie jene hervor, und sagen Sie, was ich zu zahlen schuldig bin.“ — Der Knabe

leistete nun beim Auspacken hülfreiche Hand und brachte selbst das beschädigte Geschirr ans Tageslicht. „Gotts Wunder, Gotts Wunder! die schöne Tasse!“ rief der Israelite, „sie soll kosten unter Brüdern 3 Kronen, und was bekomme ich dafür jetzt, ein paar ärmliche Gulden? Kinderle was habt ihr gethan?“ — Frau v. Reizenhelm, geärgert durch die Habsucht des Verkaufenden, übernahm selbst das fragliche Stück, handelte es aus — und Franz mußte nun die eigne kleine Baarschaft in die Hände seiner Pflegmutter legen. Gerne hätte ihm zwar die über die Ehrlichkeit des Kleinen tiefgerührte Frau die Strafe ganz erlassen, allein durch seine Unachtsamkeit hatte er schon gar vielen Nachtheil veranlaßt, er durfte einmal deren Folge empfindlich fühlen, im Ganzen stieg er jedoch in der Achtung der Tante, durch deren Güte sich nach und nach die kleine Kasse wieder füllte.

Eine gleiche Rechtlichkeit, wie Franz sie ausübte, forderte er aber auch von Andern, und das Gegentheil konnte ihn zum höchsten Zorn reizen. Hört ein Beispiel: —

„Wenn ich nur einige Kreuzer zu mir gesteckt hätte; sieh dort die herrlichen Äpfel! nach ihnen wässert mir der Mund, sie sehen gar so appetitlich aus.“ agte einst Karl Steinau, als er mit Franzen über den Obstmarkt ging, und näherte sich trotz des Mangels an Geld der Verkäuferin derselben; allein diese

plauderte eifrig mit der Nachbarin fort und der böse Bube ließ die Zeit zur Ausführung seines Plänchens nicht unbenützt. Unbemerkt stieß er am Korb, der erwähnte Früchte umfaßte; er fiel und weithin kollerten die Äpfel umher. „Ei Frauchen, was hat sie da gemacht?“ rief verweisend Karl, und half nebst dem Gefährten, der nun auch herzugekommen war, jene auflesen, dabei spatzirte indessen mancher rothbackichte Robiner in das Täschchen des Listigen, ohne daß die halbblinde Händlerin es gewahrte. Demohngeachtet hatte er noch nicht gewonnenes Spiel, denn Franz, der den Diebstahl entdeckte, ergriff den Betrüger am Arme, raunte ihm mit mühsam unterdrückter Stimme eine wirksame Drohung ins Ohr, und leerte dessen Tasche. Im Gefühle der Schuld erbleichend, trennte sich der Andere scheinbar ruhig von dem eifernden Knaben, aber in seinem Innern kochte die Rache und er sehnte sich, sie bald dem Gegner fühlen lassen zu können. — Eine Gelegenheit dazu fand er nach wenigen Tagen.

Es war am Osterfeste, als Gustavs Ältern dem Sohne erlaubten, eine Kindergesellschaft einzuladen, und Karl war unter den Theilnehmern. — Nebst mancherlei Naschwerk empfingen die kleinen Gäste von der gütigen Baronin auch eine Schale voll buntgefärbter Eier, mit denen, wie ihr, liebe Kinderchen, euch wohl schon denken werdet, sogleich das beliebte Spiel, das Härteln begonnen wurde,

wahrscheinlich kennt ihr alle dasselbe; wo nicht, so finden die Nichtkundigen eine kleine Beschreibung hier. Nimm dir, lieber Leser, also ein hartgesottenes Ei, und klopfe mit dem untern Theil auf die Spitze desjenigen, das dein Nachbar in der Hand hält, mache es nur ein wenig derb, damit das gebrechliche Dingelchen deines Gegners einen Sprung erhält, ist dieß der Fall, so hast du gewonnen und beide Eier gehören dir, trägt aber der Andere den Sieg davon, dann, o weh! dann verlierst du das deinige.

Karln begünstigte das Glück; nebst mehreren Eiern hatte er eines von ganz besonderer Schönheit gewonnen, es war himmelblau und zeigte die Inschrift: Trau, schau, wem! —

Lange beschäftigte sich die Gesellschaft auf erwähnte Weise, dann aber gings in den Garten, nachdem vorher jedes Glied derselben die eroberte Beute in Sicherheit gebracht hatte; im lustigen Herumtummeln dachte keines mehr daran, bis auf einmal Karl im vollen Laufe vom Wohnhause herkam, und mit weinerlicher Miene den Gespielen verkündete: daß sein schönes Ei ihm fehle, er klagte: „ach ich wollte es gerade meinem Minchen hinübertragen, um der armen, kranken Schwester die traurige Einsamkeit zu versüßen, allein so sehr ich auch suche, es ist fort, es muß gestohlen sein und sicher hat es einer von euch.“

„Gestohlen! sagst du?“ brauste Franz auf; und zu den Andern gewendet fuhr er fort: „Laßt ihr dieß

gelten? her, her über den Burschen, um ihn für seine lose Rede zu züchtigen.“ dabei wollte er thätige Rache an dem boshaften Ankläger nehmen; doch Max, ein besonnener Knabe, fiel ihm in den Arm: „halt!“ rief er, „der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist; beweiset ihm lieber seinen ungegründeten Verdacht dadurch, daß jeder seine Taschen umkehre;“ sogleich bildete sich ein Kreis und der kluge Rath ward befolgt, doch es fand sich nicht das Vermißte. Endlich kam auch die Reihe an Franz, und — wer beschreibt sein eignes Entsetzen, das Staunen der Kameraden! aus seinem Rocktäschchen fielen blaue Eierschalen. „Der Dieb ist ertappt!“ jubelte Karl, und sich auf einem Bein herumdrehend, rief er höhnisch: „ja trau, schau, wem, wer hätte das gedacht?“ —

Bekümmert musterten die Übrigen die Schalen, allein jeder mußte sie als die vom fehlenden Ei erkennen, indem sogar die einzelnen Worte noch darauf sichtbar waren. Man flüsterte, und blickte bald mißtrauisch und bald bedauernd auf Franz, der Hände ringend den Garten durchschritt. Da trat Gustav zu des Freundes Beistand hervor, verbürgte sich für dessen Ehrlichkeit und theilte als Beweise seiner Behauptung die vorhin erzählten Begebenheiten mit. Seine Rede gewann Aller Herzen, und Alle, außer Karln, selbst die vorhin noch Zweifelnden riefen: „es ist nicht möglich, Franz hat nicht gestohlen.“ „Aber

ich möchte doch wissen, wie die verfänglichen Schalen in seinen Rock kamen?" sagte Max und indem er forschend umher sah, bemerkte er Bärbchen, das Gärtnersmädchen, welches aus dem Gebüsch tretend ihm schüchtern winkte; er eilte zu ihr und diese flüsterte: „Ich will Ihnen wohl Auskunft geben, allein Sie müssen mich nicht verrathen; Junker Franz hing vorhin beim Spiel seinen Rock an jenen Baum, kaum gewahrte dieß der böse Knabe dort," sie deutete auf Karln „als er hinter die Hecke schlich, schnell ein Ei hervorzog, den Dotter verschluckte und das Übrige in des jungen Herrn Tasche schob; Sie dürfen es mir glauben, denn ich kam nicht von dieser Stelle, und habe Alles mit angesehen, hätte es auch vorhin schon gesagt, als der Spectakel anging, aber ich fürchtete mich vor dem boshaften Buben."

Hoch erfreut theilte nun Max, doch ohne Bärbchen zu nennen, den Gefährten das so eben Gehörte mit. Auf Karls Zügen malte sich das Bewußtsein des Unrechts, und zitternd stammelte er auf allgemeines Dringen das Geständniß.

Er war und blieb ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues und war von jedem Kinderverein ausgeschlossen.

Die Unschuld des ehrlichen Franz wurde jedoch unter lautem Jubel anerkannt und die achtungsvolle Liebe, welche ihm seine Freunde weihten, befestigte sich immer mehr.

Kindliche Folgsamkeit oder die Felsengrotte.

Eine bösartige Kinderkrankheit, welche in der Residenz wüthete, forderte viele schmerzliche Opfer; auch Frau v. Helden, eine begüterte Majorswittwe, sah 2 hoffnungsvolle Söhne als Leichen, und nur die 6 jährige Friede bot, durch ihre sich täglich mehr entfaltende Liebenswürdigkeit, der tiefbekümmerten Mutter Trost und einigen Ersatz für den herben Verlust. Natürlich bewahrte aber auch diese die Kleine, wie ihren Augapfel, und so wuchs das Mädchen unter der treuesten Obhut empor ohne eine Sorge, als die, um die oft kränkelnde Mutter zu kommen. Derselben keine Unruhe zu machen, war daher ihr Streben, und willig fügte sie sich in die vielfachen Entbehrungen, welche die Baronin aus übergroßer Ängstlichkeit von ihrem Kinde forderte. —

Laßt euch, meine lieben Leserinnen, einige Beispiele von Friede's liebender Verzichtleistung erzählen, und fragt euch, ob ihr eben so freudig den Wünschen eurer Eltern Folge leistet? —

Unsere Kleine feierte ihren 10 ten Geburtstag. Mit schönen, ja kostbaren Geschenken hatte sie die gütige Mutter überrascht; aber dennoch erregte auch ihre dankbare Freude die unbedeutende Gabe, welche die Hand der Freundin reichte. Emilie Waller, so hieß diese, lebte als Weise bei ihrer Tante, die eine Nachbarin der Majorin war. Von frühester Jugend

an verband beide Mädchen die zärtlichste Freundschaft, und Alles, was Friede besaß und bekam, theilte sie mit der Gespielin, welche freilich diese Spenden nur mit einem Herzen voll treuer Liebe vergelten konnte; zwar sorgte die wackere Verwandte mütterlich für das Nichtchen, allein sie lebte mit ihren 6 Kindern selbst zu kärglich, als daß jenes sich eines glänzenden Looses hätte erfreuen dürfen. Sogar am Lebensfeste der theuern Freundin, konnte die gute Emilie derselben nur eine Kleinigkeit bieten, und lange sann sie hin und her, worin diese bestehen sollte. Ein Zufall entschied. Wenige Tage vorher kamen beide Mädchen im Nachhauseweg von einem Spatziergang an einem Conditorladen vorüber. Wie dieß nun so gewöhnlich ist, so standen auch hier die süßen Herrlichkeiten in Gläsern hinter den blanken Spiegelfenstern aufgestellt; neugierig blieben die Kinder stehen, und als sie Alles lange gemustert hatten, rief Friede: „dürfte ich mir hier etwas aussuchen, ich wählte mir eine Pomeranze, sie sollen gar so gut sein und noch nie habe ich eine gekostet.“ Fest stand nun Milchens Entschluß, sie kaufte eine der benannten Früchte, und wie groß war Friede's Entzücken darüber; ja sie konnte sich nicht satt an der goldenen Orange sehen, und lange sich nicht entschließen, dieselbe zu verzehren; endlich siegte indessen doch die Sehnsucht nach dem so reizend geschilderten Genuß; zierlich schälte sie jene ab, und theilte sie in meh-

rere Stücke, deren größtes der geliebten Mutter gereicht ward; aber ach! diese verweigerte es, davon zu essen, und verbot es sogar ihrem Töchterchen, indem sie sagte: „mein Kind, nimmermehr kann ich es zugeben, daß du dir selbst eine Krankheit zuziehst, und dieß würde geschehen, wolltest du nicht der Gaumenlust entsagen; sieh, schon hustest du ein wenig, und die kühlende Pomeranze würde das Übel unfehlbar vermehren, willst du mich denn unglücklich machen?“

Betrübt senkte Friede den Blick auf den Boden, doch als sie denselben wieder erhob und den Ausdruck des Kummers auf dem Antlitz der Baronin erblickte, da achtete sie nicht mehr der ihr auferlegten Entbehrung, schnell, und ohne den geringsten Widerspruch schaffte sie die lieblich duftende Speise bei Seite uud strebte nur, die geängstete Mutter zu beruhigen.

Aber recht oft wurde die Folgsamkeit des Mädchens auf ähnliche Proben gestellt.

Nach einigen Tagen ertönte in der Straße eine Drehorgel, begleitet von einem hübschen Gesange. Erfreut eilte Friede ans Fenster, um es zu öffnen; allein mit dem Tone des Entsetzens schrie Frau v. Helden: „Wie kannst du dich der Abendluft aussetzen wollen? Bedenke, du bist jetzt warm, nimm wenigstens einen Pelzmantel um.“ Doch bis dieser geholt wurde, war die Musik verstummt und nur einzelne Töne

waren zu unserer hinter den Gardinen lauschenden Kleinen gedrungen. Monate vergiengen, und ein noch schwereres Opfer forderte die Baronin von ihrer Tochter, die einst mit freudestrahlenden Blicken vom Institut nach Hause kam, und nach dem gewohnten Bewillkommnungskuß der Mutter folgendes erzählte: „Denke nur liebstes Mütterchen, welch' ein Vergnügen mir winkt,“ sagte das Kind, die Majorin nochmals umarmend und fuhr dann mit erhöhter Stimme fort: „Adeleide v. Nordsee lud heute unsere Lehrerin zu einer Spatzierfarth nach Laubheim, dem herrlichen Wohnsitz ihrer Ältern ein, die Parthie wird nächsten Sonntag zu Stande kommen, an der indessen nicht allein Frau Lohmann, nein, auch alle ihre Schülerinnen Theil nehmen sollen. Auf einem Stuhlwagen rollen wir dahin. O, wie ich mich freue! schon längst wünschte ich mir, einen Kirschgarten zu besuchen, die süßen Früchte gleich vom Baume kosten zu können, und dieß Verlangen wird nun so unerwartet erfüllt; denn Adele spricht: Kirschbäume giebts auf unserem Gute in Menge, und wie der Verwalter schreibt, sind sie über und über roth oder schwarz; kaum ist ein Blättchen zu erblicken.“ Doch höre nur,“ sprach die Kleine weiter, wie Alles sich vereint, mich recht zufrieden mit der ganzen Einrichtung zu stellen; meine Emilie, die zwar nicht die gleichen Lehrstunden mit uns besucht, jedoch sehr wohl bei Nordsee's gelitten ist, meine Emilie darf

auch mit. Du erlaubst mir doch, zu ihr zu eilen und ihr unser Glück zu verkünden, nicht wahr?" — Indem das frohe Mädchen obige Frage an Frau v. Helden richtete, bemerkte es erst den verstörten Zustand, in welchem sich dieselbe befand. Leichenblaß, die Augen voll Thränen, beide gefaltete Hände an die Brust pressend, saß sie da und erschrocken rief Friede: „Mutter, Mutter, um Gotteswillen! was fehlt dir, bist du krank?" — „Gott gebe, daß du es nicht wirst!" stammelte die Dame und setzte dann, sich aufrichtend, mit leidenschaftlichem Tone hinzu: „Der Tag, von welchem du dir so viele Freude versprichst, bringt mir namenlose Angst, ach, die Morgenkühle, die Abendluft, der Gaumengenuß, die dir ungewohnte Freiheit, Alles, Alles kann dir Verderben bringen und nicht eher werde ich wieder ruhig, als bis ich dich nach beendeter Reise gesund in meine Arme schließe." „Werde ich wohl auswärts ein Vergnügen finden, wenn ich dich zu Hause in Trauer weiß? Ich bleib zurück!" versetzte die gute Tochter, und ein Seufzer, unter dem die vereitelte Hoffnung erstarb, entfloh dem kindlichen Herzen.

Die Glocken verkündeten am erwähnten Sonntag den Anfang des Gottesdienstes und mit Staunen sah Friede, die wirklich aus Liebe zur Mutter die Einladung abgeschlagen hatte, Emilien in ihr Zimmer treten, um die Freundin wie gewöhnlich in die Kirche zu begleiten. „Auch du fährst nicht

mit nach Laubheim, und warum nicht?" rief das überraschte Mädchen. Wie sollte ich dich einsam zurücklassen, nur wo meine Friede ist, bin ich vergnügt;" antwortete Milchen und ein herzlicher Kuß bestätigte die Wahrheit des Gesagten. Natürlich brachten beide Mädchen den ganzen Sonntag, der für ihre beiderseitige Zukunft wichtige Folgen nach sich zog, mit einander zu; denn im Laufe desselben reifte im Innern der Baronin ein Plan, der sie schon lange beschäftigt hatte. Ich will jedoch nichts verrathen, um meine kleinen Leser, gleich den lieblichen Freundinnen zu überraschen. —

„Wann werden deine Schulferien beginnen, mein Kind?" fragte einst die Baronin und setzte dann die angenehme Verheißung hinzu: daß sie dießmal jene Zeit in Moorfels, so hieß das Heldensche Landgut, zubringen, und Emilie Waller mit nehmen wolle.

Es blieb auch wirklich nicht bei dem leeren Versprechen, nein, nicht lange nachher saß die kleine Reisegesellschaft im Wagen, und mit Sonnenuntergang war das Ziel erreicht. Die kränkelnde Dame begab sich bald zur Ruhe, aber noch lange plauderten im Nebenzimmer die Mädchen mit einander und viele Pläne, die Zeit des ungestörten Beisammenseins recht zu genießen, beschäftigten die zärtlichen Gemüther.

„Morgen, ja schon morgen wollen wir ausfliegen, damit du die ganze Gegend kennen lernst,

ich zeige dir die Gärten, die Allee, die nach dem Walde führt, unsere Wiesen und Felder, doch vor allem die Felsengrotte, dort auf der Höhe, das Lieblingsplätzchen meines sel'gen Vaters und auch das meinige;" so sagte Friede sich im weichen Bettchen ausstreckend und bald schloß ein sanfter Schlummer die rosigen Lippen.

Neugestärkt erwachten die Kinder und freudig folgten sie nach dem Frühstücke der Aufforderung der Mutter, ihr ins Freie zu folgen.

Sie betraten den wohlgeordneten Garten, den bunte Blumen zierten, wo die gelbe Frühbirne, die saftige Reinesclaude, die röthliche Pflaume eben zu reifen begann, dann nahm schattenbietend die dichte Lindenallee die Wandernden auf, und führte sie in den Buchenhain, der sich eine ziemliche Anhöhe hinan zog. Hatte man diese erstiegen, so fand man sich in eine wildere Gegend versetzt und von dunklen Tannen und grauen Felsenmassen, die theils mit Moos spärlich bekleidet, theils mit Gebüschen bewachsen waren, umgeben, und die nur einzelne Blicke in das fruchtbare Thal, in dem Moorfels lag, vergönnten. Der schönsten Aussicht genoß man in einer Grotte, welche sich in einem Felsen höhlte, und vor Jahren auf das Geheiß des verstorbenen Majors mit glänzenden Muscheln ausgelegt worden war. Heute erblickte man sie noch überdieß festlich geschmückt, vielfarbige Blumen bedeckten den

pag. 39.

Liebet euch von nun an als Schwestern.

Boden und auf ihnen ruhte ein, von grünem Gewinde umschlungener Rosenaltar, dem sich nun Frau v. Helden mit ihren Begleiterinnen näherte. Sie nahm von demselben zwei Haarringe, steckte sie an die Finger der überraschten Mädchen und sprach beide umfassend: Liebet euch von nun an als Schwestern. Ja, fügte sie gerührt hinzu, gelobt euch aufs Neue in dieser festlichen Stunde innige Freundschaft, bleibt treu dem Bunde, wenn das ununterbrochene Zusammenleben irgend einen Zwiespalt zwischen euch herbeizuführen droht. Ihr staunt? Doch hört mich weiter: Ich fühle es, ich bin meiner Friede Belohnung ihrer Folgsamkeit schuldig, meine ängstliche Sorge um ihre Gesundheit störte manche ihrer Freuden und willig fügte sie sich in jede Entbehrung; ihr biete ich Ersatz, indem ich ihre geliebte Emilie, als ihre Schwester, als meine zweite Tochter hiermit feierlich erkenne."

Der Geistliche, welcher nach Wunsch und Angabe der Gutsfrau Alles so angeordnet hatte, trat nun hinter dem ihn bergenden Gesträuch hervor, und segnete den schönen Bund.

Friede's Entzücken, Emiliens Dankbarkeit beschreibt keine Feder; ich versichere nur noch: daß die Felsengrotte das Heiligthum der zwey Mädchen blieb, daß während ihres jedesmaligen Landaufenthalts beiden viele Stunden dort verflossen, daß in der ihnen geweihten Umgebung mancher gute Vorsatz gefaßt, manche edle Empfindung befestigt wurde.

Die geduldige Krankenwärterin oder die Großmutter und ihre Enkelin.

In dem schönen Garten des Baron von Birnau, der durch seine geschmackvollen Anlagen, schattigen Bogengänge, süßduftenden Blumenbeete und plätschernden Springbrunnen viele Vorübergehende vor dem schwarzen Gatterthor stille stehen hieß, und die Augen derselben unwiderstehlich auf sich zog, saß in den Nachmittagstunden eines brennend heißen Sommertages die 12 jährige Elisa, das älteste Töchterchen des Barons in der kühlen, schattigen Hollunderlaube, ein aufgeschlagenes Buch vor sich liegend, aus dem sie mit wohlklingender Stimme und richtigem Ausdrucke der neben ihr sitzenden Großmutter vorlas. Diese, die Mutter der Baronin, lebte schon seit vielen Jahren bei ihrer einzigen Tochter, welche mit ihrem Gatten in zarter liebender Sorgfalt für die theure Greisin wetteiferte, und sie damit beglückte; auch erfreute sie das Gedeihen hoffnungsvoller Enkel, und indem sie wohl oft mit Wehmuth der Vergangenheit gedachte, so genoß sie doch mit innigem Dank gegen Gott die Freuden der Gegenwart, und sah ohne Beben der Zukunft entgegen, welche ihr Lebensende immer näher ihr rückte. Mit freundlichem Wohlgefallen ruhte oft der Blick der ehrwürdigen Matrone auf der kleinen, blondlockigen Agnes, wenn sie sich kindlich schmeichelnd an sie schmiegte, bittend,

ihr ein Geschichtchen zu erzählen, oder ihre kindlichen Genüsse ihr mittheilend, und herzlich mußte sie über Gustav's drollige Einfälle lachen, der sich nichts Besseres wußte, als die Schwesterchen zu necken und lose Streiche zu spielen, aber sie konnte es sich selbst nicht abläugnen, daß die sanfte Elise ihr Herzblättchen sey; sie, die es so ganz verstand, die liebe Großmutter zu behandeln, Geduld mit den Launen und Schwächen des Alters zu haben, ihre Wünsche abzulauschen, und es als ein großes Vergnügen betrachtete, wenn sie in ihren Freistunden zu jener eilen, sie langsam im Garten herumführen, sich von ihr belehren, aus ihrem Jugendleben ihr erzählen lassen, dagegen auch ihre gemachten Erfahrungen jener mittheilen, oder ihr vorlesen konnte.

Letzteres geschah auch an dem schon erwähnten Nachmittag, an welchem Ältern und Geschwister eine kleine Spazierfahrt zu einem nahgelegenen Vergnügungsort unternahmen, von dem aber wegzubleiben, und der Großmutter Gesellschaft leisten zu dürfen, Elisa gebeten hatte.

Auf einmal hielt die Leserin inne, und machte ihre Zuhörerin aufmerksam, daß sich drohende Gewitterwolken am Himmel zeigten, wobei sie mit sanft bittendem Tone vorschlug, in die Wohnung zu flüchten. Allein ihr Verlangen wurde nicht erfüllt; sondern ihr geboten, das Buch bei Seite zu legen, und die kämpfenden Elemente zu beobachten, indem

ein Gewitter im Freien ein gar erhebendes Schauspiel wäre.

Schon rollte der Donner, schon leuchteten Blitze, es fielen einzelne große Tropfen, und ein Sturm erhob sich. Das Mädchen, dem immer bänger wurde, wiederholte dringender seine Bitte, unterließ auch nicht, die in diesem Augenblick ihr Alter vergessende Matrone zu erinnern, daß ihr ja die Kraft fehle, mit schnellen Schritten das Haus erreichen zu können, wenn der zunehmende Regen ihren Aufenthalt in der Laube unmöglich mache, und suchte die Zögernde fort zu ziehen, da machte ein heftiger Donnerschlag die Erde erbeben, und ein zuckender Blitzstrahl spaltete eine nahe stehende Buche. Elisa zitterte an allen Gliedern, doch ihre Angst vermehrte sich, als sie bemerkte, daß diese Naturerscheinung zu gewaltsam auf die Nerven der guten Großmutter gewirkt hatte, und diese betäubt auf die Bank zurückgesunken war. Nun wandte sie alle ihre Kräfte an, jene aus dem Garten zu schleppen, und langte unter strömenden Regen in dem Gesindestübchen zu ebener Erde an. Hier wurde die Greisin von den herbeieilenden Mägden in Empfang genommen, in ihr Zimmer getragen und zu Bette gebracht, wobei Elisa weinend alle mögliche Hülfe leistete.

Endlich erschienen zu ihrer großen Beruhigung die Ältern, und vernahmen mit Schrecken das Vorgefallene. Die Kranke, welche sich inzwischen etwas

erholt hatte, sprach mit schwacher Stimme ihren Liebling von jeder Schuld frei und konnte die Sorgfalt derselben nicht genug rühmen. Doch nun kam erst der Zeitpunkt, in welchem das Mädchen seiner Liebe für die verehrte Großmutter, und seiner bei derselben schon oft erprobten Geduld die Krone aufsetzen konnte.

Frau v. Steinfels wurde in der That krank, und zwar so, daß der Arzt bedenklich den Kopf schüttelte.

Elise war trostlos und konnte kaum ihre Thränen vor der Leidenden, die sie nach der Erlaubniß der Mutter und mit ihrem Beistande pflegen durfte, verbergen. Übrigens bewährte sie sich als eine treffliche Krankenwärterin, und man hätte bei ihrem Anblick glauben sollen, sie wäre in diesem Geschäfte schon Jahre lang geübt.

Pünktlich reichte sie der geliebten Greisin die Arzenei, und bat zärtlich, wenn diese sich sträubte, dieselbe zu nehmen, richtete oft das Federkissen zurecht, damit das matte Haupt sanft ruhen sollte, verstand jeden leisen Wink, leistete ihm eilig Folge, und wurde in der Verrichtung ihres Amts nie lässig oder träge, wenn auch oft das Großmütterchen, ganz gegen seine Gewohnheit, sich heftig und ungeduldig zeigte, in ein und dem nämlichen Augenblick Etwas verlangte und verwarf, bald Unterhaltung

wünschte und gleich darauf wieder Ruhe begehrte, Speise und Trank unwillig tadelte u. s. w. Durch dergleichen Aufwallungen verzögerte sich die Genesung und viele Wochen mußte Elise in dieser Prüfungsschule aushalten.

Dennoch ermüdete ihre Pflichttreue und ihre Geduld nicht, und selbst die Mutter mußte letztere oft im Stillen bewundern und ihrem Töchterchen ihr Wohlgefallen mit einem mütterlichen Kusse zu erkennen geben.

Doch auch der liebe Gott belohnte der sanften Enkelin treue und thätige Theilnahme, indem er die geliebte Großmutter sich wieder nach und nach erholen ließ, welche dann in Zärtlichkeits-Versicherungen und Beweisungen gegen ihre Pflegerin sich nicht genug thun konnte.

Bald darauf erschien der Tag, der einst der geliebten Matrone das Leben gab. Er wurde von der Birnauischen Familie mit dankerfülltem Herzen begrüßt, und durch ein kleines Genesungsfest gefeiert, dem zu Ehren auch unter andern das Mittagsmahl in der bedeutungsreichen Laube gehalten werden sollte.

Wie erstaunte aber Elise, als sie beim Eintreten von der theuern Großmutter an den für sie bestimmten Platz geführt wurde, und sie einen von den schönsten Rosenstöcken gebildeten Garten erblickte, der ihr Gedeck umgab, und auf einem feinen Blätt-

chen Papier die von der Hand der geliebten Greisin geschriebenen Worte fand:

„Frommer Geduld entsprießen Rosen!“

Froh überrascht hing sich die Beschenkte an den Hals der gütigen Geberin, die sie von Neuem tief bewegt segnete, während in dem Vater- und Mutter-Auge süße Freudenthränen glänzten.

Der Höfliche erwirbt sich Freunde oder Lottchens neue Heimath.

Es war Kirchweih in dem freundlichen Dörfchen Traubenheim und das fröhliche Landvolk vergnügte sich im reinlichen Feststaate am Nachmittag des, durch das schönste Wetter begünstigten ländlichen Festes, jedes nach seinem Alter und nach seiner Neigung.

Dort wandelten einige Bauern durch die gesegneten Fluren, aufmerksam dieselben betrachtend, und mit prüfendem Blick die Obstbäume beschauend, die für den kommenden Herbst eine reiche Erndte versprachen, wenn der Himmel seinen Segen ferner darüber walten ließe; hier saßen mehrere Nachbarsfrauen auf einer Bank emsig plaudernd beisammen, den Feiertag zu ruhigerer Arbeit benützend, ihre Kleinen, die noch nicht fähig waren, davon zu springen, auf dem Schoos wiegend.

Diese allein waren von den ihrigen zurückgeblieben, die Größeren aber meist dem Wirthshause zugeströmt, wo volles Leben herrschte. Die lustige Tanzmusik ertönte, und in muntern Reihen drehten sich die jungen Bursche und Mädchen um den auf einem freien Platz aufgepflanzten Maien. Ein großer Kreis von Zuschauern war ringsum versammelt, die indessen nur ab und zugingen; denn die Kegelbahn und das Glas Bier zogen die nicht tanzenden Männer oft hinweg, und die Kinderwelt umlagerte die wenigen aufgestellten Buden.

An einem Zuckerladen stunden mehrere Leckermäulchen, die Süssigkeiten mit lüsternen Blicken betrachtend, während Andere sich an einem Spielzeugkram für die längst darauf gesparten Kreuzer einige Kleinigkeiten wählten. Doch die meisten hatten sich zu einem Tisch gedrängt, auf welchem sich Teller, Schüsseln und Tassen von Porzellan befanden, die durch die Würfel den vom Glück am meisten Begünstigten zufielen.

Eben erschien auch Pfarrers Lottchen nebst den Amtmanns Kindern, hier ihr Glück zu versuchen, als eine fremde Dame, die wegen einer Beschädigung ihres Wagens in ihrer Reise aufgehalten und genöthigt wurde, die vergangene Nacht in Traubenheim zuzubringen, mit ihren beiden Töchtern sich dem Tischchen näherte. Es war jedoch so umringt, daß sie nicht zum Würfelspiel gelangen konnten. Kaum ge-

wahrte dieß Lottchen, als sie zurücktrat, und, da ihre Begleiterinnen nicht weichen wollten, einige Landmädchen auf die Seite schob. Dann wandte sie sich an die Fremde, und sagte mit einem bescheidenen Knixchen: „Haben Sie die Güte, vorzutreten, ich kann schon warten.“

Das höfliche Betragen des Mädchens, welches schon am Morgen in der Kirche durch sein freundliches Grüßen nach allen Seiten, Frau v. Hochberg unter den anwesenden Kindern vorzugsweise gefiel, erregte auch jetzt ihr ganzes Wohlgefallen. Sie sagte: „Nun gut, mein Kind; ich nehme dein Plätzchen in Beschlag; aber dann mußt du mit meinen Töchtern gemeinschaftliche Sache machen.

Die Umstehenden entfernten sich endlich nach und nach; die Baronin zahlte den Einsatz mehrmals, und die Mädchen würfelten wechselsweise, bis jedes Stück erlangt hatte.

Auch Lottchen gewann ein Schüsselchen, das ihr die Dame selbst auswählte. Es war mit einer Blätterguirlande verziert und hatte in der Mitte die Inschrift:

„Der Höfliche erwirbt sich Freunde.“ —

Diese Worte wiederholte auch Frau v. Hochberg, indem sie ihr das Schüsselchen einhändigte, und sie einlud, ihr ins Wirthshaus zu folgen.

Noch eine vergnügte Stunde verlebte Lottchen mit ihren neuen Bekannten, und sie hatten sich ge-

genseitig so sehr lieb gewonnen, daß ihnen der Abschied recht schwer fiel, als die Reisenden den wieder hergestellten Wagen bestiegen.

Ihren Gewinnst bewahrte Lottchen sorgfältig, und gedachte bei dessen Anblick immer der ihr werth gewordenen Fremden. Jedoch sie hörte weiter nichts mehr von ihnen, und es that ihr oft leid, daß diese angenehme Bekanntschaft nur einige Stunden gedauert hatte.

Der Sommer verstrich, der Winter kehrte ein und brachte seine Schneeflocken und langen Abende mit. An einem derselben saß die Familie des Pfarrers traulich um den runden Tisch; der Vater las aus einem hübschen Buche vor, während Mutter und Kinder beschäftigt waren, den gesammelten Feder-Vorrath zum Gebrauch herzurichten. Da klopfte es an die Thüre, und auf ein schnelles: „Herein!" erschien die Bötin, welche ein ganzes Päckchen Briefe für den Geistlichen aus der Stadt mitbrachte. Schon hatte dieser einige geöffnet, flüchtig durchgesehen und bei Seite gelegt, als er plötzlich ausrief: „Ach, da ist auch ein Brief aus W* von meiner guten Schwester, deiner Pathin, mein Lottchen!"

Diese Verwandtin lebte schon seit vielen Jahren in W* einige Tagreisen von Traubenheim entfernt. Sie war an einen Krämer verheirathet, der ihr aber vor ein paar Monaten durch den Tod entrissen wurde. Wohlhabend, jedoch kinderlos, wandte

sie sich nun im erwähnten Schreiben an ihren Bruder mit der Bitte, ihre Pathin ihr zu überlassen.

Dieser Vorschlag erregte bei letzterer einen großen Kampf, jedoch die Überzeugung siegte, der von ihr geliebten Tante das Leben versüßen und den Ältern eine Sorge durch ihre Entfernung abnehmen zu können; denn sie waren nicht reich und im Besitz von noch 4 Kindern.

Nach einem schmerzlichen Abschied von den Ihrigen und von dem trauten Dörfchen, dessen Bewohner sie alle herzlich liebten, schickte sich Lottchen einige Wochen später zur Reise nach W* an. Sie machte sie auf dem Eilwagen unter der Obhut des Amtmanns, den Geschäfte nach W* führten.

Ihr ward indessen recht bange, als sie in die Poststube trat, und so viele Mitreisende und wenige ihres Geschlechts erblickte; doch ihre Höflichkeit erwarb ihr auch unter diesen eine Gönnerin.

Eine schon betagte treuherzige Frau, gegen die sich Lottchen sehr ehrerbietig betrug, nahm sich ihrer während der ganzen Reise mütterlich an, und erfreute sie mit vielen Beweisen ihres Wohlwollens, wofür das Mädchen die Pflicht der Höflichkeit gegen jene im vollen Maaße übte, und dadurch mütterlichen Schutz und noch mehrere Vortheile und Annehmlichkeiten genoß.

In W* wurde sie von ihrer Tante aufs Herzlichste empfangen, auch fortwährend so behandelt,

und Lottchen erkannte Alles, was ihr in ihrer neuen Heimath Gutes widerfuhr, mit inniger Dankbarkeit.

Nur Eines vermißte sie in ihrem jetzigen Aufenthalt schmerzlich — eine Freundin! — In Tanten's Bekanntschaftskreis befand sich kaum ein Mädchen in Lottchens Alter, und keines, zu dem sie sich hingezogen fühlte. Doch auch diese Sehnsucht sollte ihr späterhin gestillt werden.

Ihrem Hause gegenüber war ein sehr schönes und großes Gebäude, dessen Bewohner, nach Tante Clarens Aussage, vornehme Leute, aber gegenwärtig in Familienangelegenheiten verreist waren. Eine alte Kammerfrau schien die Aufsicht über das Ganze zu führen, und saß, nach beendigten häuslichen Geschäften, viel und oft mit ihrer Handarbeit am Fenster, um sich durch die Lebhaftigkeit des Marktplatzes zu unterhalten.

Nach ihrer Gewohnheit grüßte Lottchen die Alte, so oft sie dieselbe erblickte, wofür ihr diese immer mit einem freundlichen Kopfnicken dankte, und — ging jene die Strasse entlang, ihr mit sichtbarem Wohlgefallen nachsah, soweit sie konnte.

„Warum grüßest du denn immer Frau Margareth da üben, sie ist ja nur eine Magd!“ fragte sie einmal ein Mädchen, mit dem sie unterwegs zusammentraf.

„Und sollte ich denn nicht auch gegen eine solche Person höflich seyn? Sie ist meine Nachbarin und

verdient meinen Gruß eben so wohl, als wäre sie die gnädige Frau selbst;" erwiederte Lottchen. —

Zufällig ging die Alte hinter ihr und hörte das Gespräch mit an. Natürlich hob sie dasselbe noch höher in Margarethens Gunst, und kaum war ihre Gebieterin wieder zurückgekehrt, als sie den beiden Fräuleins von der neuen Nachbarin, ihre Höflichkeit lobpreisend, erzählte.

„Sehen sie," fuhr sie fort — „wir werden jetzt gleich einen Gruß von ihr erhalten, sie ist im Begriff, dort das Fenster zu öffnen." Wirklich geschah dieß; doch in eben dem Augenblick rief Rosalie ihrer Schwester Mathilde und sagte freudig:

„Ei, das ist ja Lottchen, die Tochter des Pastors zu Traubenheim! das ist schön, daß sie uns so nahe wohnt, nun können wir wieder ihre Bekanntschaft erneuern." Auch Lottchen hatte die lieblichen Mädchen erkannt und theilte ihre Freude, ihre Hoffnung, welche vollkommen in Erfüllung ging, denn sie war in dem Hause der Baronin sehr wohl gelitten, und kam fast täglich hinüber. Nun erst befriedigte ihre neue Heimath sie ganz, da die Freundschaft ihr dieselbe versüßte, und sie dachte mit Bangigkeit an eine mögliche Trennung von den wiedergefundenen Freundinnen, welche — da Tante Clara viel kränkelte — leicht sich ereignen konnte.

Wirklich weinte Lottchen bald am Sarge der von ihr kindlich verehrten Frau, und wäre noch trostloser

gewesen, hätte nicht Frau von Hochberg sogleich geäußert, daß jene ihren Wohnplatz nun in ihrem Hause aufschlagen müsse.

Sie folgte dem freundlichen Ruf, und ihr Glück wurde daselbst gegründet.

Durch ihre Höflichkeit, die sie stets und gegen Jedermann beobachtete, wurde sie allgemein geliebt und vorgezogen, und nach einigen Jahren auch einem wackern jungen Mann bemerkbar, der in W** eine einträgliche Stelle beim Rath bekleidete, und öfters in die Hochbergische Familie kam. Er bat um Lottchens Hand, erhielt sie, und ihre Gönnerin beschenkte sie mit einer reichen Aussteuer. Sie wurde eine glückliche Gattin und Mutter und prägte ihren Kindern die Höflichkeit als eine unerläßliche Pflicht in die weichen Gemüther. —

Sidi's glückliche Jugendjahre oder das Johannisfest.

Durch angestrengten Fleiß, der mit einem biedern Charakter sich vereinigte, hatte Hr. Feldheim ein so ansehnliches Vermögen sich erworben, daß er sein Gewölbe schließen, und sich ein schönes Landgut kaufen konnte, wo er ganz nach seiner Neigung den Freuden der Natur und der Erziehung seines Töchterchens leben konnte.

Seine Gattin stand ihm bei letzterer hülfreich zur Seite, und Sidi wuchs unter der zärtlichen Sorge ihrer Ältern fröhlich empor; denn obgleich sie allen nöthigen Unterricht erhielt, wurde ihr dadurch ihre kindliche Freiheit doch nicht ganz geraubt; nein, sie durfte dazwischen nach Herzenslust sich im Freien belustigen, oder erlaubte dieß die Witterung nicht, in der Pfarrwohnung, so wie in der eigenen mit den Kindern des Geistlichen durch fröhliche Spiele sich die Zeit verkürzen. Dabei litt sie natürlich an Nichts Mangel, besaß Spielzeug genug, und für die Gaumen-Genüsse, sowie für eine sanfte Nachtruhe im weichen Bettchen wurde hinlänglich Sorge getragen.

Die ehedem all zu zarte Sidi erstarkte allmählig in ihrem ländlichen Aufenthalt zur Freude Aller, die sie sahen, und befand sich gesund an Körper und Geist.

„War sie denn aber auch einer solchen glücklichen Jugend werth?“ höre ich manche meiner lieben kleinen Leserinnen fragen, und ich freue mich, Euch versichern zu können, daß sie dieselbe wirklich verdiente. Sie faltete gerne die Hände im frommen Gebet zum lieben Gott, sie war sanft und gutmüthig, liebte ihre Ältern herzlich, betrug sich gegen Jedermann freundlich und gefällig, und strebte überall Freude zu verbreiten; besonders rührten sie die Bitten der Armuth, und gerne hätte sie jeder Noth, die

sie wahrnahm, abgeholfen, wenn es ihr möglich gewesen wäre.

Als einmal Frau Feldheim aus der Stadt zurückkehrte, und ihrem Töchterchen einen neuen schönen Farbkasten nebst Bilderbögen mitbrachte, rief Sidi voll dankbarer Freude aus: „Ach Mutter; wie glücklich bin ich doch vor vielen, vielen Kindern! ich kenne den Hunger nicht, habe hübsche Kleider und Spielsachen und — theure, liebe Ältern, die immer für mein Vergnügen sorgen!“

Sie drückte bei diesen Worten die Hand der Mutter mit Innigkeit an den Mund, und weichmüthig, wie die Kleine war, ließ sie ein Freudenthränchen auf jene fallen.

Bald fand sie jedoch noch mehr Gelegenheit, einzusehen, welch Glück es sey, Ältern zu besitzen, welche mit all' umfassender Sorge für das Wohl ihrer Kinder wachen, und die vermögend genug sind, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen.

Unter den Kindern des Dorfs, denen Sidi gar oft freundliche Gaben reichte, befand sich auch das vierjährige Töchterchen eines Taglöhners, ein drolliges, dickbackiges Mädchen, das jene herzlich lieb hatte, und dem sie häufig einen Theil ihres Abendbrods mit genießen ließ. Als sie ihr einmal wieder zur gewöhnlichen Zeit ein Stück Kuchen bringen wollte, war Röschen nicht vor dem Hause zu sehen, und als Sidi ins niedrige Stübchen trat, fand sie die

Kleine auf einem elenden Bettchen in Fieberhitze liegen. Auf ihre Nachfrage erfuhr sie, daß die Arme von den im Dorfe herrschenden Masern befallen worden sey. Ein Topf mit Kräuterthee, den kein Stückchen Zucker versüßte, war das einzige Mittel, das Röschen wieder herstellen sollte, und Martha jammerte, daß es jetzt bei den Bauern für sie und ihren Mann so viel Arbeit gäbe, daß sie oft das kranke Kind eine Zeitlang allein liegen lassen müsse. Dieß ging Sidi durch die Seele, und weinend flehte sie bei ihrer Nachhauskunft die Mutter an, einen Arzt für Röschen zu beschicken, und ihr Erquickungen aller Art zuzusenden. Dieß geschah; doch der Doktor mußte am nächsten Tag nicht nur Röschen, sondern auch Sidi besuchen. Auch sie wurde von den Masern heimgesucht, und bedenklich krank. Frau Feldheim wich nicht von ihrem Bette; die Kleine genoß alle nur mögliche Hülfe und Erleichterung, und Gott erhörte das Flehen der Ältern und schenkte ihnen das heißgeliebte Kind wieder. Als die Gefahr vorüber war, durfte Sidi dennoch das Bett lange, und noch länger das Zimmer nicht verlassen, und die zärtliche Mutter war unaufhörlich bemüht, durch allerlei neue Spiele, durch Geschenke, oder durch Erzählungen anziehender Geschichten die Genesende zu unterhalten, ihr die noch zurückgebliebenen Schmerzen zu versüßen, oder fühlte sie sich befreit davon, die Zimmerhaft erträglich zu machen. Das arme Röschen aber, die

auch auf dem Weg der Besserung sich befand, mußte immer allein in ihrem Hüttchen seyn, und fühlte die ärgste Langeweile. Einmal konnte sie es nicht mehr aushalten, sie eilte ins Freie und mußte diese kurze Freude mit ihrem Leben bezahlen. Zwar bemerkte die Mutter, die auf einem nahen Acker arbeitete, sogleich das Kind vor der Thür ihrer Wohnung, eilte erschrocken hin, und trug jammernd und schmälend dasselbe in das Stübchen zurück, allein demohngeachtet war es verloren, während Sidi durch Frau Feldheims stete Nähe und Sorgfalt, vor jeder Überschreitung der ärztlichen Vorschriften bewahrt, sich bald ihrer Gesundheit vollkommen wieder erfreuen konnte. Als sie Röschens Tod erfuhr, vergoß sie die bittersten Thränen, fiel aber auch mit erneuerter Dankbarkeit der geliebten Mutter um den Hals und gelobte für die ihr bewiesene Treue ein verdoppeltes Streben, ihr durch Fleiß und Gehorsam Freude zu machen.

Sidi's Genesung erregte im ganzen Dörfchen Freude, denn durch Wohlthun und Freundlichkeit hatte sie sich die Liebe von Jung und Alt erworben. Deßhalb wurde auf Veranstaltung Amandens, der Tochter des Pfarrers, freudig die sich darbietende Gelegenheit ergriffen, dem guten Kinde treue und dankbare Anhänglichkeit zu beweisen.

Der Tag, an dem Sidi zum erstenmal ausgehen durfte, war der Johannistag, an dem ge-

wöhnlich die Schulstube geschlossen und eine große Wiese zum Spielplatz der fröhlichen Jugendwelt gewählt wurde. Dorthin lenkten auch Feldheims ihre Schritte, und als sie sich näherten, begannen die Kinder, die in ihrem Feststaate daselbst versammelt waren, einen vom Pastor verfertigten Gesang, in dem sie Gott für Sidi's Genesung ihr Dankopfer brachten, und am Schlusse desselben ertönte der einstimmige Ruf:

„Heil der geretteten Sidi! dem Engel des Dorfes Heil!"

Dabei setzte Amanda ihrer Freundin einen schönen Rosenkranz auf die blonden Locken. Tief gerührt sank Sidi dieser in die Arme, und konnte für ihre Gefühle keine Worte finden. Auch allen den Anwesenden dankte sie mit, von Freudenthränen erstickter Stimme, und verlebte dann unter dem fröhlichen Landvölkchen selbst innig fröhlich den schönen Nachmittag.

Noch mehr als bisher bemühte sich Sidi künftig das Wohlwollen der Menschen zu verdienen, und der Blick ihrer Ältern konnte immer mit Freude und Stolz auf ihr ruhen.

Möchten diejenigen unter meinen lieben Leserinnen, die mit Sidi ein ähnliches günstiges Loos theilen, auch ihrem Beispiel folgen; dann werdet Ihr Euch Liebe und innere Zufriedenheit erwerben. —

Die Kargheit oder das Kirschenkörbchen.

„Woher hast du denn die herrlichen Blumen? Du hast doch nicht dieß allerliebste Röschen von meinem Stock geraubt?“ so fragte Riekchen ihren Bruder heftig, als sie dessen Blumen, die er in der Hand hielt, gewahrte.

„Ei Jungfer Schwester, ich bedarf Nichts von Deinem Reichthum,“ versetzte dieser. „Vetter Karl, bei welchem ich im Garten war, hat mich so reichlich beschenkt, und ich bin eben im Begriff, seine Gabe mit Gustchen zu theilen; denn diese genießt kein Vergnügen allein, also will ich ihr Gleiches mit Gleichem vergelten.“ — So sprechend wandte er sich, um sogleich seinen Vorsatz auszuführen.

„Das ist aber doch unbillig,“ höre ich meine kleinen Leser sprechen. „Warum bekommt Riekchen keinen Theil von Heinrichs Blumen? — Wenn ich Euch indessen das geschwisterliche Kleeblatt geschildert habe, wird es Euch nicht mehr befremden.

Riekchen stund erst im zwölften Jahr, zeigte aber schon sehr viele Anlage zum Geiz. Mit einer habsüchtigen Furcht räumte sie ihre Sachen hinweg, wenn sie Jemand nahen sah, von dem sie besorgen konnte, daß jene berührt würden; keinem ihrer Geschwister und Freundinnen theilte sie das Geringste von ihren Besitzthümern oder Eßwaren mit; sah sie aber Etwas bei Andern, das sie entweder gar

nicht, oder doch nicht so gut und schön besaß, so betrachtete sie es mit giertgen Blicken, und suchte es abzuschwatzen, oder wurde im höchsten Grad übellaunig. Deßhalb war sie aber auch von Niemand geliebt; selbst ihre Geschwister, der neunjährige Heinrich und das, um ein Jahr jüngere Gustchen zogen sich nach und nach von ihr zurück, denn für diese war es Bedürfniß: gemeinsam Alles zu genießen, und für sich und Andere Nutzen und Vergnügen aus dem, was sie erhielten, zu ziehen, während Riekchen Alles aufhob, und sich nur durch das Anschauen ihrer Herrlichkeiten ergötzte, was jenen höchst widerlich war. Ihre schädliche Neigung bewies das Mädchen auch bei folgender Gelegenheit.

Hr. Lindner befand sich schon seit mehreren Wochen auf einer Geschäftsreise, und wurde von den Seinigen mit Sehnsucht erwartet.

Endlich rollte ein Wagen die Strasse daher, hielt an, und mit Jubel empfingen die Harrenden den geliebten Gatten und Vater, welcher sich ebenfalls des glücklichen Wiedersehens, jene innig umarmend, freute, und von ihnen in das Zimmer, wie im Triumph, geführt wurde. Nachdem er sichs bequem gemacht hatte, vernahm er an dem nun bereiteten Theetisch, in behaglicher Ruhe sein Pfeifchen rauchend, Alles, was in seiner Abwesenheit Mittheilenswerthes vorfiel, ließ sich die Arbeiten der Kinder vorlegen, las die Zeugnisse des Lehrers, die größ-

tentheils günstig lauteten, und suchte für diese ihm bereitete Freude seine Kleinen zu belohnen, indem er jedes mit einem Gläschen beschenkte, das recht schön geschliffen, mit Henkel und Deckel versehen, und mit einer Eichenlaubguirlande verziert war, in deren Mitte sich der Anfangsbuchstabe des Namens des neuen Eigenthümers befand. Groß war der Kinder Freude darüber, und als die Abendglocke zu Tische lud, hatten Heinrich und Gustchen nichts Eiligeres zu thun, als ihre Gläschen vorsichtig zu reinigen, mit frischem Wasser zu füllen, und sich ihrer sogleich zu bedienen. Auch ohne gerade durch Durst veranlaßt zu werden, führte bald der Knabe, bald das Schwesterchen das Glas zum Munde, und lächelnd bemerkten es die Ältern, und ergötzten sich an dem schuldlosen Vergnügen der Kleinen. Dabei gewahrten sie aber auch, daß Riekchen das erhaltene Geschenk nicht vor sich stehen hatte, und sie wurde von ihnen darüber zu Rede gesetzt.

„Ja, da könnte es mir nur gleich zerbrochen werden,“ entwortete jene. „Nein, ich habe es recht schön eingewickelt und aufgehoben, so werde ich mich desselben länger erfreuen können, als die Geschwister.“

„Gesetzt auch, es wäre dieß der Fall,“ entgegnete der Vater; „so besitzest du es eben, ohne daß es dir im Geringsten Nutzen oder Freude verschafft, und kannst dennoch ohne deinen Willen dessen beraubt

werden. O Riekchen, Riekchen! die Kargheit, die nur durch den Besitz eines Gutes ohne seine Anwendung sich glücklich fühlt, ist ein häßlicher Fehler, und bestraft sich gewöhnlich selbst.“

Ungläubig schüttelte das Mädchen den Kopf und ehe sie zu Bette ging, wollte sie sich noch einmal durch den Anblick des Gläschens ein Vergnügen bereiten; doppelt schön kam es ihr vor, da es noch ganz neu war, und sich selbst lobend über ihre kluge Vorsicht, war sie im Begriff, es wieder sorgfältig einzuwickeln, da glitt ihr der Deckel aus der Hand, sie haschte darnach und Deckel und Glas lagen in vielen Scherben vor ihr auf dem Boden. Das laute Schluchzen und Wehklagen der Geitzigen zog alle Familienglieder herbei; jedoch ohne sie zu bedauern, erhielt sie noch einen derben Verweis des Vaters, den er mit den Worten schloß:

„Glücklich will ich die Stunde nennen, wenn sie dich von deinem schlimmen Fehler heilt, und du durch Schaden gebessert wirst.“ Allein dieß war nicht der Fall, wie Folgendes lehrt.

Die beiden Mädchen begleiteten eines Tags die Mutter auf die Messe. Während letztere ihre Einkäufe besorgte, zogen Gustchen nur die Vorübergehenden, oder die Gegenstände, welche sich für ihre Spiellust eigneten, an; Riekchen dagegen beobachtete unaufhörlich den Handel der Mutter, fand hie und dort Vieles zu theuer, und legte vorlaut einen

so niedrigen Preis darauf, daß die Leute über das Einmischen eines unverständigen Mädchens ärgerlich wurden, und ihre Mißbilligung oft laut äußerten. Ein ernstliches Verbot der Frau Lindner brachte Riekchen einige Zeit zum Schweigen; als jedoch für sie und ihr Schwesterchen neue Schürzen gekauft wurden, da brach der für ihr Alter unnatürliche Geitz des Mädchens wieder hervor, und sie rief: „o Mutter, laß das! so etwas Theures zu tragen, macht mir keine Freude, lieber will ich mich mit meiner alten Schürze noch begnügen, wenn du jene nicht billiger bekommst.“

„Ei, ei, Fräulein,“ sagte die Kaufmännin. „Welch' eine Sparsamkeit in Ihren Jahren! Sie ist kein gutes Zeichen, nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht einmal recht geitzig werden.“ —

Frau Lindner biß über das Benehmen ihres Töchterchens ärgerlich die Lippen übereinander, kehrte sich aber nicht an dessen Einwendungen, sondern schloß den Handel, und begab sich nach Hause. Dort angelangt, erhielt Heinrich eine neue für ihn gekaufte Mütze, so wie die Mädchen die Schürzen, jedoch Riekchen mit dem Bedeuten: Zur Strafe ihres kargen Sinnes und unziemlichen Betragens möge sie von ihrem Ersparten jene selbst zahlen. Da half kein Bitten, keine Thränen; die Mutter blieb ungerührt und nahm den ganzen Inhalt der

kleinen Sparbüchse, der in alten und neuen Münzsorten, Riekchen schon so oft durch seinen Anblick erfreut hatte.

Riekchen besuchte eine öffentliche Schulanstalt, und ihre Nachbarin daselbst war ein recht liebes Mädchen, das freundliche Dorchen genannt, welche ihr schon manche Gefälligkeit erwiesen hatte.

Einmal vergaß jene sich einen neuen Schieferstift zu kaufen, und mit Schrecken fiel es ihr ein, als der Lehrer so eben ins Zimmer trat. Riekchen hatte deren zwei, und deßhalb bat sie diese, ihr aus der Noth zu helfen, mit dem Versprechen, den geliehenen Stift gleich morgen wieder zu ersetzen. Allein ungefällig wies sie die Geitzige mit ihrer Bitte zurück, und zog dadurch ihrer Mitschülerin einen Verweis ihres Lehrers zu.

An demselben Abend machte Frau Lindner mit ihren Kindern einen Spaziergang auf eine Mühle, wozu sie häusliche Besorgungen veranlaßte. Dort glaubte sie ihre kleinen Begleiter mit Milch laben zu können, aber die Müllerin war nicht zu Hause, und so mußten sie mit leerem Magen den Rückweg antreten. Immer mehr quälte sie Hunger und Durst, da kam das freundliche Dorchen daher, welche in Begleitung ihrer Magd die Ältern derselben mit Erlaubniß der Ihrigen besucht und aus dem großen Kirschgarten der Ersteren ein ganzes Körbchen voll der süßesten Früchte erhalten hatte. Kaum hörte

sie die Klagen der Kinder, als sie sogleich den beiden jüngern Geschwistern von ihrem Vorrath mittheilte. Riekchens böses Gewissen hielt sie ferne von der durch sie Beleidigten, und diese kämpfte auch mit streitenden Empfindungen. Bald aber siegten die bessern in ihr; sie nahte sich Riekchen, und indem sie ihr eine Hand voll Kirschen zusteckte, flüsterte sie:

„Nein ich kann und will mich nicht rächen, es soll von mir Alles vergessen seyn.“

Frau Lindner, welche das seltsame Betragen der beiden Mädchen befremdete, forschte nach der Ursache derselben, erfuhr das Vorgefallene, und nachdem sie Dorchen herzlich umarmt und ermahnt hatte, ferner so uneigennützig und gefällig zu seyn, befahl sie Riekchen, ihr Geschenk zurückzugeben, hoffend, daß dieser fühlbare Schmerz ihre Tochter von der sie beherrschenden Kargheit heilen möchte.

Theils durch den quälenden Durst und Hunger, theils durch Dorchens Betragen beschämt und gerührt, bestrebte sich Riekchen wirklich von nun an freigebiger zu werden, und keinen Genuß für sich allein zu behalten, wodurch sie sich wieder Liebe erwarb, und über jedes Vergnügen, das ihr zu Theil wurde, sich doppelt freuen konnte.

Unterdrückt liebe Kinder alle, auch die leisesten Triebe, die Euch zur Kargheit verleiten könn-

pag. 64.

Nein, ich kann und will mich nicht rächen, es soll von mir Alles vergessen seyn.

ten; denn diese macht Euch selbst nicht glücklich, noch weniger Andere.

List gelingt nicht immer oder der ertappte Lügner.

Rudolph war ein pfiffiger Junge; seine Ältern hielt er lange in dem Wahne, daß er ungemein fleißig und geschickt sey, die Ordnung liebe, und sich nur gesittet betragen könne. In ihrer Nähe schien er auch folgsam und stille; der Lehrer seiner Classe gab ihm das beste Lob, und wenn er die Mutter aufforderte, doch wieder einmal sein Bücherfach, seine Schränke zu untersuchen, so fand sie nicht die geringste Spur von Unordnung und herzte und liebkoste den Knaben mit mütterlicher Freude. Aber ach, sie, wie der Vater wurde bitter getäuscht! —

Im Zusammenseyn mit seines Gleichen tobte und lärmte Rudolph ärger als Alle, und mit seiner Geschicklichkeit und den andern gerühmten Tugenden hatte es eine ganz andere Bewandtniß.

Unter Rudolphs Gespielen war ein armer Knabe, der aber von dem guten Gott für seine Armuth durch vorzügliche Anlagen und Fähigkeiten entschädigt wurde. Rudolph nahm diese in Pacht, und bezahlte ihn freigebig dafür. Er, reicher Leute Kind, besaß eine stets volle Sparbüchse, auch immer Süssigkeiten in Menge, die er selbst im Ver-

schluß hatte, und selten wurde er wegen Vertheilung derselben oder wegen Benützung seines Geldes von den Ältern, die all zu sicher und schwach ihm blindes Vertrauen schenkten, zur Rechenschaft gezogen; er konnte also damit machen, was er wollte, und so erkaufte er sich vorzüglich vielen Ruhm damit. Auch in der Ältern Gegenwart beschenkte er Gottlieb zuweilen mit dem und jenem, wo dann „sein gutes, edles Herz,“ wie sich die Mutter ausdrückte, über Gebühr belobt und erhoben wurde. Noch weit mehr erhielt aber jener ins Geheim, und — warum? — Der geschickte Knabe, der überdieß 3 Jahre älter als Rudolph war, mußte diesem alle deutschen und lateinischen Ausarbeitungen fertigen, welche dann der feine junge Herr nur abschrieb. Ferner wurde jener — wenn Rudolph in seiner Comode, in seinen Schränken Alles durcheinander gerissen und geworfen hatte, mit nach Hause gezogen, und mußte die alte Ordnung wieder herstellen; auch durfte er von allen Schelmenstücken, welche Rudolph hinter dem Rücken der Ältern verübte, nicht das Geringste laut werden lassen, wollte er nicht sein wöchentliches Taschengeld, das ihm jener festgesetzt hatte, verlieren. Der arme Junge aber, dessen redliches Gemüth sich oft gegen alle diese Betrügereien sträubte, konnte mit jenem Gewinn den vermögenslosen Ältern manche kleine Hülfe leisten, und diese Rücksicht allein bewog ihn, Rudolph zu Gefallen zu leben.

Aber nicht nur die Ältern und Lehrer hinterging dieser auf solche Weise; auch bei seinen Gespielen, denen er viele böse Streiche spielte, wußte er sich schuldlos darzustellen, oder Vortheil daraus zu ziehen.

Einst gab er in einer Versammlung von mehreren Kameraden wieder ein recht wildes Spiel an, und stürzte in demselben mit einem der Knaben geflissentlich zur Erde. Der andere mußte nun alle Schuld tragen, und zur Vergütung des Falles und einer kleinen Verwundung, die er sich unbemerkt mit einem Taschenmesserchen an der Stirne beibrachte, ertrotzte sich Rudolph einen schönen Springballen, den der ganz unschuldige Freund besaß.

Ein andermal befleckte er unvorsichtiger Weise in der Schule seines Nachbars Rock mit Tinte, aber als er es bemerkte, wußte er dessen eigene Feder schnell und heimlich so geschickt zu legen, daß Moritz jammernd sich seiner Ungeschicklichkeit wegen selbst anklagte, und Rudolph sich ins Fäustchen lachte.

Otto, der Sohn des Hofgärtners, auch ein Bekannter Rudolphs, hatte die Neigung seines Vaters geerbt, säete, pflanzte und pflegte die schönsten Blumen in seinem eigenen Beetchen.

Einst zog Rudolphs Wohlgefallen ein seltener Nelkenstock besonders auf sich, und er beschloß, sich denselben zu verschaffen, es koste, was es wolle; denn ihn sich zu erbitten — hatte er schon einen

Versuch gemacht, welcher aber mißlang. Otto wollte Ableger von jenen ziehen, und wies Rudolph mit seinem Ansuchen, sich freundlich entschuldigend, zurück.

Doch Letzterer wußte Rath. Er gewann den 8 jährigen Sohn des Kammerdiener's durch das Geschenk eines netten Bilderbuchs, daß er für seinen Vater im Namen des Fürsten die Blume sich ausbitten mußte. Nun konnte und durfte sie Otto nicht verweigern, so ungerne er sie auch hergab. Dabei fügte aber der kleine Ludwig flüsternd hinzu: „Er möchte doch ja reinen Mund halten, denn die Nelke sey zu einer besondern Überraschung bestimmt." Die Scheu vor dem Fürsten hielt Otto ab, selbst gegen seinen Vater Etwas davon zu äußern und Rudolph kam in den Besitz des herrlichen Nelkenstocks, der vor seinem Fenster, das in den Hofraum führte, zu seinem Ergötzen verblühte, ohne daß ihn Jemand bemerkt hatte, außer Gottlieb, welcher es aber nicht wagen durfte, die Wahrheit zu verrathen.

Doch nun gerieth Rudolph auf den Einfall, dem Fürsten wirklich eine Überraschung zu bereiten, und sich seiner Gunst noch mehr zu versichern; denn daß er sie schon besaß, konnte er sich schmeicheln. Jener hatte von dem 13 jährigen Knaben durch dessen Vater schon so viel Gutes gehört, daß er ihn lieb gewann, und ihn beim zufälligen Begegnen immer mit einem freundlichen Gruß beglückte. Des

Landesherrn Geburtstag nahte, und Rudolph nahm sich vor, ihm an demselben seine dankbare Verehrung zu bezeugen. Leider bediente er sich aber dabei ebenfalls fremden Verdienstes. Er ging mit Otto zu Rath, und dieser schlug vor, von seltenen Blumen den Namen des Regenten in einen Kranz zu flechten, und Gottlieb mußte einen lateinischen Glückwunsch verfertigen, den Rudolph, der wirklich eine schöne Handschrift führte, zierlich abschreiben, und mit dem Kranz übergeben wollte. Um sicher zu gehen, ließ er zuvor seinem Vater den Aufsatz lesen, und dieser war hoch erfreut über seines Sohnes Sprachkenntnisse; verbesserte zwar bereitwillig einige kleine Fehler, die dennoch mit unterliefen, überhäufte jedoch Rudolph mit Lobsprüchen, welche dieser unter einer leisen Gewissens-Rüge hinnahm. Doch der glänzende Erfolg seines Unternehmens, der sich ihm vorspiegelte, ließ ihn zu keiner weitern Betrachtung seiner sträflichen Handlungsweise kommen, und wachend und im Traume beschäftigte er sich mit jenem.

Der Festtag erschien und Rudolph mit seinem Vater bei dem Gefeierten. Das Geschenk, das Ersterer mit vielem Anstand überreichte, wurde gnädig aufgenommen, und der Fürst fragte den Knaben huldvoll:

„Rührt denn der schöne Gedanke mit dem Blumenkranz von Dir her, mein Sohn?“

Er antwortete mit einem leisen — „Ja!“

Das Examen war aber damit nicht vorüber, sondern der hohe Geburtstäger fragte weiter nach dem Verfasser des hübschen Aufsatzes: Rudolph nannte sich, wobei jedoch sein Blick zu Boden sank, und eine Purpurröthe seine Wangen überflog, die aber als ein Zeichen der Bescheidenheit günstig gedeutet wurde. Freudig erstaunt und selbst als ein geübter Lateiner, fing der Fürst nun an, über den Sinn und Geist manches Ausdrucks in dem Glückwunsch den Knaben zu befragen, allein — o weh! — Dieser verstummte.

Er verstummte, trotz der liebreichen Aufmunterung des Regenten, trotz des Vaters ernsten Blicks, und Ersterer wandte sich, die Lüge ahnend, unwillig ab, und eilte in sein Kabinet, um sich den Morgen des Festtages durch kleinlichen Ärger nicht zu verderben.

Rudolphs Vater, glühend vor Zorn, zog den zitternden Knaben mit sich fort. Zu Hause angelangt, begann eine strenge Untersuchung, und die Drohung, den Fürsten um Hülfe zur Vollziehung einer öffentlichen Strafe anzurufen, half — Rudolph bekannte Alles und der sich unglücklich fühlende Vater gestand nun auch dem Landesherrn seine mißrathene Erziehung bei dem Sohne. Er erhielt von ihm den Rath: Rudolph in strenge militärische Zucht zu geben, und wirklich geschah dieß mit gutem Erfolg.

Zwar fiel er anfangs noch zuweilen in seinen alten Fehler der Lüge und des Trugs; jedoch einem seiner wackern Vorgesetzten, der sich des Jünglings Besserung zur heiligen Pflicht gemacht hatte, gelang es, durch sorgfältige Aufsicht und zweckmäßige Behandlung ihn der Wahrheit und Tugend wieder zu geben, und er wurde ein vorzüglicher Officier und Mensch.

Gottlieb, dessen Talente Rudolphs Bekenntnisse enthüllten, berief der Fürst bald nach erwähnter Begebenheit zu sich, und verwies ihm ernst seinen Fehler, seines Freundes Betrügereien Vorschub geleistet zu haben; als er indessen den Grund seiner Bereitwilligkeit gegen jenen vernahm, versprach er für seine und seiner Ältern Zukunft zu sorgen.

Er hielt Wort. Jene waren nun vor Mangel geschützt und Gottlieb studierte auf Kosten des Landesherrn die Arzeneiwissenschaft und wurde durch seine Geschicklichkeit und durch seine gewissenhafte Denk- und Handlungsweise ein Segen für die Menschheit.

Die belohnte Mildthätigkeit oder die Meise.

Heulend tobte der Wintersturm an die Fenster des Schlosses, das Herr von Maienforst mit seiner Familie bewohnte, und ängstlich schmiegte sich

Ida, dessen sanftes Töchterchen, an die Seite der Mutter, flüsternd:

„Hu! wie es saust und braust! Berge und Fluren sind ganz weiß und die Äste und Zweige biegen sich unter der Last des Schnee's. Ach Gott! wenn nur mein liebes Kirschbäumchen nicht Schaden nimmt! Wie zittere ich, wenn es der Wind so gewaltsam schüttelt; es bricht gewiß."

„Junge Bäumchen müssen sich nach höherem Willen biegen und schmiegen lernen;" sprach bedeutsam die Mutter, und fuhr dann, fromm gen Himmel schauend, fort:

„Danke indessen, mein Kind, dem lieben Gott, der dich vor dem Winterfroste durch eine feste Wohnung, durch warme Kleidung schützt, der dir täglich Nahrung und viel Gutes schenket. Ach! nicht alle Geschöpfe erfreuen sich dieses Glücks, Viele nehmen, besonders bei jetziger Jahreszeit, unser Mitleid in Anspruch; thue ihnen wohl, wo du kannst. Siehe, schon jetzt bittet dich das ans Fenster pickende Vögelein um eine milde Gabe, streue schnell einige Brosamen für dasselbe hin."

Flugs gehorchte das Mädchen, und mehrmals des Tags suchte und fand nun in Zukunft die Meise ihr Futter auf dem Fensterbrett des Schlosses hingestreut, von der Hand der freundlichen Ida.

Viele Freude fand diese an dem bald zahm gewordenen Thierchen, das seiner lieblichen Wohl-

thäterin auch dann noch regelmäßig den Morgengruß brachte, als schon Hain und Garten im frischen Grün erglänzte, und Alles, was da lebet, im Freien hinlänglich Futter fand.

Fröhlich hüpfte auch Ida zu ihrem Beetchen, freute sich des Gedeihens der selbst gesäeten und gepflanzten Blümchen und jubelte laut, als auf dem in der Mitte sich befindlichen Kirschbäumchen die ersten Früchte sich rötheten.

Als die glückliche Kleine ihren Reichthum überzählte, und schon in Gedanken unter ihre Lieben vertheilte, rauschte es in den Zweigen und zwitschernd erhob sich die wohlbekannte Meise in die Lüfte.

„Warte kleiner Dieb!“ rief Ida mit dem Finger drohend. „Willst du, undankbar gegen empfangene Wohlthaten, mein liebes Besitzthum schmälern?“

„Mit Nichten;“ belehrte das Töchterchen die hinzutretende Mutter.

„Dem Vögelein dankst du eigentlich deine jetzige Freude. Vom Fensterbrett auf's Bäumchen hüpfend, fraß es die Raupen, die außerdem ohnfehlbar deinen gehofften Obstsegen vernichtet haben würden, wie dieß leider, trotz der Mühe des ehrlichen Christoph's in mehreren Theilen unseres Gartens geschah. Siehe, so belohnt sich eine gute That oft schon hienieden.“

Mit glänzenden Blicken betrachtete das holde Kind die geliebte Sprecherin, und noch süßer dünk-

ten ihr später die saftigen Kirschen, die sie jedoch — traut meinen Worten, liebe Leser — gewiß nicht allein genoß.

Der kleine Necker oder die taube Nuß.

Lottchens größte Freude war das Puppenspiel, und alle Freistunden brachte das gute Mädchen bei ihren Lieblingen zu. Sowohl das größere, als auch das zarte noch in Windeln liegende Püppchen bekam regelmäßig ihr Frühstück, Mittag- und Abendbrod. Beide wurden täglich aus und angekleidet und erst, wenn sie weich gebettet lagen, überließ sich ihre sorgende Pflegerin der Ruhe.

Ihr, meine lieben Leserinnen, die ihr dieselbe Neigung mit Lottchen theilt, und euch auf gleiche Weise freut, fühlt aber auch gewiß mit ihr Schrecken und Entsetzen, wenn ihr hört, daß jene oft beim frühen Morgengruß die geduldigen Kinderchen auf hartem Boden liegend, und dafür im weichen Federbettchen den bellenden Azor, oder wohl gar einen hölzernen Klotz angebunden fand.

Wer spielte denn der Armen so schlimme Streiche? fragt ihr. Wer anders, als Bruder Wilhelm, der arge Necker.

Fast weinend vor Verdruß und Mitleid suchte dann freilich Lottchen ihren Lieblingen die widerfahrene Unbill zu vergüten, und war bitter böse auf

den Schadenstifter, indessen lange konnte sie ihm doch nicht zürnen, und bald erhielt er die mit drolligen Geberden erbetene Verzeihung.

Doch nicht allein die Schwester, nein, alle Hausgenossen, wie auch Wilhelms Gespielen mußten durch ähnliche Neckereien leiden, die, obgleich sie nicht aus boshaftem Gemüthe entsprangen, dennoch häufig größern oder geringern Schaden verursachten, und eben deßhalb sehr zu tadeln waren. — Denn könnt ihr wohl loben, daß der Knabe öfters in der Schule seine Mitschüler durch Kneipen, Stoßen, Flüstern oder Grimassenschneiden beim Aufsagen ihrer Lektion irre zu machen suchte? sollte nicht der Lehrer, nähm er solches wahr, tüchtig schmälen?

Dieß geschah denn auch, und der Knabe entschloß sich bei dergleichen Gelegenheiten fest, seinen Fehler abzulegen, allein nicht lange blieb er diesem Vorsatze treu, bis eine Begebenheit, die ich jetzt schildern will, eine dauerndere Besserung bewirkte.

Ein Schulgefährte des kleinen Schelm's, der wenig Verstand und viele Schwächen besaß, war besonders die Zielscheibe der witzigen Einfälle und Possen unsers Wilhelms, und Theodors viele zum Theil thörichte Liebhabereien gaben ihm recht oft die Veranlassung dazu. Der Gaumengenuß war eine der größten derselben, und ein Stück Kuchen, eine Frucht, das stärkste Reizmittel für den Näscher, der

noch überdieß, als reicher Ältern Kind, Überfluß an allen Leckereien hatte. —

„Sieh, was ich habe,“ flüsterte einst Wilhelm vor der Lehrstunde jenem zu, eine große Nuß aus der Tasche ziehend.

„Ei wie groß, wie schön! O Herzensfreund gieb sie mir!“ bat der andere; jedoch er flehte vergebens — der Lehrer trat herein und der Unterricht begann. Was aber vorgetragen wurde, davon wußte der lüsterne Theodor nichts; sein Sinnen und Denken beschränkte sich auf den Inhalt der Tasche seines Nachbarn. Um ihn bat er noch umsonst, als die wilde Schaar das Schulzimmer verließ.

„Komm, o komm Wilhelmchen! das schönste Spielzeug sey dein, und mein dafür die Nuß;“ — so drang das Leckermäulchen in den Freund und zog ihn mit in seine Wohnung. Erst an der Thüre genügte jener Theodors Forderung und stürmte dann lachend fort, ohne einen Lohn zu erwarten.

Eiligst wurde nun zur Eröffnung der Nuß geschritten, doch ach, kein Kern befand sich darin, sondern heraus kroch eine große Spinne, eine Hauptfeindin des Furchtsamen, der nun so fürchterlich schrie, daß alle Hausgenossen sich um ihn versammelten. Kaum hatte Emma, die schlaue Schwester des Schwachköpfchens, die Theodor demohngeachtet herzlich liebte, den Streich wahrgenommen, als sie beschloß, ihn

zu rächen, und zu diesem Zweck die Schalen zu sich steckte.

Gelegenheit dazu kam bald. —

Herr von Bernfels, ihr Vater, besaß einen großen Garten nahe bei der Stadt, und in demselben einen Weinberg. An des Söhnchens Geburtstag sollte die reiche Traubenlese statt finden, und alle die kleinen Freunde der Kinder dazu gebeten werden. Unter den Geladenen zählte man auch Lottchen; Wilhelm jedoch war, auf Emma's Anstiften, ausgeschlossen worden. — O wie das schmerzte! denn die Kleinen versprachen sich viel Vergnügen von dem erwähnten Feste; überdieß kannte unser Necker wohl den Grund der Zurücksetzung, und ihr Alle wißt, wie empfindlich es ist, verdientes Unrecht zu leiden.

Die hochgestellten Erwartungen der Kindergesellschaft wurden nicht getäuscht, alle Forderungen der Leckermäulchen befriedigt, und sowohl die Lese der süßen Beeren, als auch Spiel und Tanz und ein am Abend abgebranntes Feuerwerk bot vielfache, abwechselnde und angenehme Unterhaltung.

Nur Lottchen theilte nicht die allgemeine Heiterkeit. Das arme Brüderchen lag ihr im Sinne, und offen gestand sie Emma, die sie freundlich befragte, den Grund ihres Trübsinns.

„Dacht ich's doch,“ versetzte diese. „Die Brüder liegen uns mehr am Herzen, als sie es verdienen; und die Liebe, die ich zu dem meinigen hege,

hat mich veranlaßt, seinen Beleidiger zu bestrafen. „Doch" — fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „ganz zu kurz soll er nicht kommen. Versprichst du mir, die Nuß, welche ich dir nachher geben werde, ihm einzuhändigen, so sollst du auch eine Schachtel voll würziger Trauben für ihn bekommen."

Die Mädchen verständigten sich, und als Lottchen zu Hause vor ihrem Brüderlein stand, sagte sie schelmisch:

„Mitten in meinem Vergnügen dachte ich an dich, und schob dieß für dich ein."

Wilhelm erröthete, es war die Nuß, welche er zu seinem Scherz gebraucht hatte, und er besorgte, daß ihm derselbe nun vergolten würde. Indessen konnte er sich doch nicht enthalten, jene zu öffnen; es geschah, und heraus fiel ein Zettelchen, folgende Worte enthaltend:

„Willst du ein andermal der Freunde Freuden theilen,
So suche dich vom Hang zur Neckerei zu heilen."

„Ja, ja, die leidige Neckerei!" rief Wilhelm unmuthig. „Sie beraubte mich des heutigen Vergnügens, und bereitete mir schon manchen Verdruß. Doch stille ihr Spötter! Euch zum Trotze soll sie besiegt werden." —

„Bravo, bravo Brüderchen!" rief Lottchen, in die Hände klatschend. „Dabei gewinnt Niemand

mehr als ich; ich hoffe, du bleibst deinem Vorsatz getreu, und verehre dir deßhalb das andere Mitgebrachte."

Ein Teller voll Trauben ward ihm dargereicht, die dem Empfänger trefflich schmeckten. Die Nußschalen aber sammt dem Zettelchen hob er sorgfältig auf, und sie erinnerten ihn oft an sein Versprechen, dem er nachzukommen ernstlich strebte.

Der verhängnißvolle Obstkorb oder das offene Geständniß.

Frau von Thurnau beschäftigte sich mit Zusammenrichten eines Hausgeschenks, das für eine Freundin bestimmt war, welche einen Bekannten in dem dortigen Städtchen heirathete, als ihr 9 jähriges Söhnchen herein sprang, und indem sein Blick auf die schöne Krystallschale mit den köstlichen Südfrüchten fiel, fragte er verwundert:

„Ei Mütterchen, was machst du denn da, und wer erhält die guten Pomeranzen?"

„Ich glaube gar;" erwiederte die Mutter, „meinen Ludwig gelüstet es nach diesen, allein damit ists Nichts. Ich kann keine entbehren, um den Korb hübsch voll zu machen, und Kinder müssen sich auch Etwas versagen lernen. Überdieß gehört dieß Geschenk für Luise Walter, bei der du einen großen

Stein im Brette hast und ihr also die süßen Früchte auch gerne gönnen wirst; nicht wahr?“ —

Ludwig rümpfte das Näschen und ging betrübt davon; aber die Pomeranzen konnte er nicht vergessen; immer lagen sie ihm im Sinne und die Sehnsucht darnach quälte den kleinen Näscher, der das Obst über Alles liebte, und sich nicht erinnern konnte, je so feines gekostet zu haben, unbeschreiblich.

Er beschloß, jene zu befriedigen, wartete den Zeitpunkt ab, in welchem die Muttter das Zimmer verließ, schlich hinein und nahm eilig eine Pomeranze weg. Die entstandene Lücke wußte er geschickt mit Blumen zu bedecken, mit denen der Korb reich verziert war, und rannte dann mit seinem Raub davon, den er in eine Schublade seines Comod's verbarg, bis er ihn ungestört genießen zu können glaubte. Doch dieser Augenblick wollte immer nicht kommen; bald erschien eines der Geschwister, bald eine Magd, bald die Mutter selbst, wenn er sich vorgenommen hatte, die süße Speise zu verzehren, und einmal hatte er sie schon zu diesem Zwecke in der Hand, da überfiel ihn eine so unbegreifliche Angst, daß er die Frucht, als wenn sie vergiftet wäre, schnell wieder in die Schublade warf und fortlief — er wußte selbst nicht warum und wohin.

Ja, ja! die Pomeranze, und die Freude an ihr war wirklich für ihn vergiftet und zwar durch das Bewußtseyn: eine Sünde, einen Diebstahl be-

gangen zu haben, und es verging Ludwig sogar die Lust, die schöne Frucht zu betrachten, und durch ihren Geruch sich zu ergötzen, wie er doch schon öfters geschwind und heimlich gethan hatte.

Der Tag verfloß, und er hatte sie nicht gekostet, sondern sich damit auf den folgenden vertröstet. Da sandte ihn die Mutter am andern Morgen mit einem Auftrage zu seiner Gönnerin, und die neu vermählte gütige Frau zeigte dem Knaben alle die schönen Geschenke, die sie erhalten hatte. Ludwig erblickte auch den verhängnißvollen Obstkorb und fing an zu zittern und zu beben. Frau Walter bemerkte es nicht, fuhr fort, ihm jene Gegenstände herzunennen und sagte am Schlusse:

„Die schöne Krystallschale mit den sieben großen Orangen wirst du wohl kennen, lieber Ludwig; mit ihr hat mich ja deine Mutter erfreut.“

Nun erwachte das böse Gewissen des Knaben mit seiner ganzen furchtbaren Gewalt. Er stürzte auf die Kniee, verbarg das Gesicht in das Kleid der Frau Walter, und rief schluchzend:

„Es waren acht Früchte, ich habe eine entwendet!“ —

Erschrocken suchte jene Ludwig aufzuheben, doch er entriß sich ihr, indem er mit den Worten fortrannte: ich muß der Mutter Alles gestehen, und das gestohlene Gut wieder zurückbringen, eher habe ich keine Ruhe,“ — wirklich bekannte er Ersterer sein

Vergehen, holte auch die Pomeranze aus ihrem Versteck und brachte sie ungesäumt der rechtmäßigen Eigenthümerin. Doch des Knaben Zerknirschung dabei, die noch lange nachher währte, euch lieben Lesern zu beschreiben, ist unmöglich. Immer nannte er sich selbst ein böses Kind und konnte sich gar nicht zufrieden geben. — Durch dieß Benehmen vermochte die Mutter nicht, ihn hart zu strafen, denn so groß seine Schuld war, so groß war auch seine aufrichtige Reue, und da selbst der liebe Gott reuigen Menschen ihre Fehler vergiebt, so ist eine liebende Mutter ebenfalls willfährig, dem Kinde zu verzeihen, das offen sein Vergehen eingesteht und so innig betrübt darüber ist. — Frau von Thurnau bestärkte nur in Ludwig den Vorsatz: nie, nie mehr den kleinsten Gegenstand zu entwenden und seine Gewissenhaftigkeit wurde wirklich musterhaft.

So oft ihm aber im Leben eine ähnliche Obstschale, oder, noch mehr, eine Pomeranze zu Gesicht kam, trat eine höchst unangenehme Erinnerung ihm vor die Seele, und noch im Greisenalter fühlte er bei obigen Veranlassungen dieselbe Regung im Innern.

Die plauderhafte Emma oder der Papagei.

Von der Schule zurückgekehrt, eilte Emma in das Zimmer ihres Bruders Carl's, der dort seine

Aufgaben verfertigte. Doch dieß verhinderte jene nicht, ihm mit wichtiger Miene mitzutheilen, was sie so eben von ihrer Freundin Molly erfahren hatte: daß nämlich deren Vater im Amte einen sehr heftigen Streit mit seinem Nachbar gehabt habe und letzterer wahrscheinlich seine Stelle darüber verlieren würde

„Denke dir aber nur das Aufsehen, das diese Begebenheit machen wird!“ fuhr das redselige Mädchen fort. „Zwar will man sagen, daß Kleebergs Kränklichkeit ihn dienstuntauglich mache; allein die Leute können doch glauben, was sie wollen.

„Zumal,“ fiel Carl ein, „wenn solche unberufene Plauderinnen, wie du und Molly seyd, die Neuigkeit auf diese Art in der ganzen Stadt verbreiten. Sieh' Emma, würde ich das, was du mir so eben erzähltest, ebenfalls weiter sagen, welchen Nachtheil könnte die höhnische Darstellung der Sache, der so achtbaren Familie bringen.“

„Ja ich hätte dich schon gebeten, es für dich zu behalten;“ entgegnete das Mädchen; mußte aber gestehen, daß auch Molly die nämliche Bitte an sie gerichtet, und sie dieselbe nun nicht erfüllt habe. Die dringenden Vorstellungen des, um einige Jahre ältern Bruders, ließen ihr die Häßlichkeit ihres Fehlers einsehen, und sie versprach ihm unter Thränen, sich zu bessern.

Jedoch Thränen vertrocknen bald, und mit ihnen verlöscht das Andenken an die Ursache dersel-

ben. — So ging es wenigstens bei unserer Kleinen. Sie erzählte, wie ehedem, bald darauf wieder dem Gesinde, sowie ihren Schulfreundinnen, Alles, was in ihrem Hause, oder in dem ihrer Bekannten sich zutrug, und weder Ermahnungen noch Strafen konnten ihrem Plappermäulchen Einhalt thun.

So verrieth sie im Voraus ihrer jüngern Schwester die Geschenke, welche diese an ihrem kommenden Geburtstag erhalten sollte, und verdarb dem armen Mädchen die Freude der Überraschung.

So sagte sie Annen, der Köchin, daß ihre Mutter heute bei Tische über sie gescholten habe und Willens sey, ihr den Dienst aufzukündigen, und verursachte dadurch einen heftigen Verdruß, und noch mancherlei Unheil stiftete sie durch ihre Untugend. — Nach jedem Verweis, nach jeder erhaltenen Strafe faßte sie wohl den Entschluß, sich zu ändern, drückte auch bei der nächsten Versuchung schnell die Finger auf den Mund, ihn zu verschließen, aber ach, ihr Herzchen belastete Alles, was sie hörte und sah, so sehr, daß sie es der ersten Person, die ihr im Wege kam, mittheilen mußte.

Endlich heilte sie eine unerwartete Begebenheit von ihrem schädlichen Fehler; und von einer schweren Sorge wurden dadurch die Ältern befreit, da Emma's schlimme Gewohnheit, nach der richtigen Meinung jener ihr und Andern noch viele Verlegenheiten und sogar auch Unglück hätte zuziehen können.

In der schönen Sommerzeit erhielt Frau Höldner eine Aufforderung von einer Verwandten, sie auf deren Landsitz auf mehrere Wochen mit ihren Kindern zu besuchen. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag angenommen, und letztere jubelten im Voraus bei dem Gedanken an all das Schöne, das sie im Lindenwalde sehen würden, und wovon ihnen die Mutter schon so viel erzählt hatte. In der That täuschten sie sich auch nicht. Frau von Bergen war nicht nur eine sehr liebenswürdige Hauswirthin, sondern ihre Umgebungen mußte Jedermann höchst angenehm finden.

Das hohe, kostbare Schloß umspielte ein silberheller Teich, über den eine Brücke in einen großen Garten und den daran stoßenden Park führte. In diesem wurde man bald durch eine schöne Ruhebank, oder Laube, bald durch einen Springbrunnen, bald durch ein Blumenbouquet, bald durch ein großes Vogelhaus mit mancherlei gefiederten Bewohnern überrascht.

Diese und noch weit mehr Unterhaltungen im Freien als z. B. eine Schaukel, eine kleine Kegelbahn und dergleichen waren den Kindern neu, und sie benützten wenig die Spielsachen im Zimmer, welche ihre freundliche Gönnerin für sie hergeschafft hatte.

Nur an einem heißen Sommertage, wo sich Emma zu müde fühlte, um ihren Geschwistern in den Garten zu folgen, verweilte diese im Schloß,

und beschäftigte sich still mit einer schönen Puppe. Bald hörte sie in einem, an ihr Gemach anstoßenden Kabinet sprechen, erkannte die Stimme der Mutter und die der Frau von Bergen und lauschte auf ihr Gespräch. Letztere klagte jener, daß sie sich in einer unangenehmen Lage befände, indem sie Ursache hätte, an der Gewissenhaftigkeit ihres Verwalters zu zweifeln, jedoch keinen öffentlichen Beweis seiner Untreue noch habe und deßhalb keinen entscheidenden Schritt thun könne, und ihre Vermuthung geheim halten müsse. Natürlich versprach Frau Höldner das tiefste Schweigen und würde es auch nicht gebrochen haben. Jedoch für Emma war dieß Geheimniß eine drückende Last, sie mußte sich derselbigen zu entledigen suchen und bat daher Abends des Jägers Dorchen, die sie zu ihrer Spielgefährtin erkoren hatte, und die ebenfalls neugierig und plauderhaft war, ihr in den Park zu folgen, sie wolle ihr etwas ganz Neues und Wichtiges erzählen, was sie aber ja nicht weiter sagen solle. Dorchen versprach's und die Mädchen wandelten dem Park zu. Doch eben als sie sich auf eine Rasenbank niederlassen, und Emma ihre Mittheilung beginnen wollte, rief hinter ihr eine kreischende Stimme: „Kleine Plauderin, kleine Plauderin!"

Bleich vor Entsetzen sprangen die Erschrockenen auf und flohen in den Garten, wo ihnen Frau Höldner begegnete, welcher sich Emma mit den Worten in die Arme warf:

„O Mutter, Mutter! im Park hausen Geister und verfolgen mich, rette mich vor ihnen!“

„Sey doch vernünftig;“ versetzte jene lächelnd, „und erzähle mir, was geschehen ist.“

Immer ängstlich und scheu umher blickend, ob der gefürchtete Geist nicht nahe sey, gestund Emma ihr gehabtes Vorhaben, und schilderte die schaurige Störung desselben; da sah sich denn die Mutter im Stande, ihrem Töchterchen hinreichende Aufklärung zu geben und befahl letzterem, mit ihr noch einmal in den Park zurückzukehren. Ungerne gehorchte Emma, doch sie durfte sich dem mütterlichen Gebot nicht widersetzen, und so gelangten sie zu dem Gebüsch, das hinter der Rasenbank hervorragte, auf welcher die Mädchen Platz nehmen wollten. Jenes bildete eine Nische, und in ihr hing halb versteckt ein Vogelbauer mit einem bunten Papagey, der, so wie sich Emma näherte, obige Worte mehrmals wiederholte. Frau Höldner hatte ihrer Freundin den Fehler der Kleinen geklagt, und diese gerieth auf den Gedanken, ihrem Papagey den tadelnden Zuruf zu lehren, um das Mädchen durch diese kleine Beschämung zu bessern.

Sie erreichte wirklich ihre Absicht, denn als ihr die Mutter zu Gemüth führte, wie sie ohne des Vogels Warnung eben im Begriff stand, höchst undankbar gegen ihre Freudenspenderin zu handeln, und durch Plauderei sie in große Unannehmlichkeiten

zu bringen, äußerte Emma erschüttert, indem sie sich zu dem Papagey wandte:

„Du bist also kein böser, sondern ein recht guter Geist und sollst mich nicht umsonst gewarnt haben, stets will ich an diesen Augenblick mich erinnern, wo deine Stimme sich mit der meines Gewissens vereinigte, und mich deßhalb so heftig, aber heilsam erschreckte.“

Emma schwieg still weinend, und ihre Mutter fügte gerührt, „Amen,“ dazu.

So lange sie noch in Lindenwalde blieben, besuchte das Mädchen recht oft den ihr werth gewordenen Papagey, obgleich er sie immer mit dem kleinen Schmähwort begrüßte, sie brachte ihm das beste Futter, und erneuerte, ihn liebkosend, stets ihre guten Vorsätze, welche sie in der Folge treu ausführte, ohne in den der Plauderhaftigkeit entgegengesetzten Fehler der Verschlossenheit zu fallen.

Das reinliche und unreinliche Mädchen oder die heilbringende Reise.

Höchst unangenehm für Andere, und nachtheilig für sich selbst ist es, wenn man seinem Körper und Anzug wenig Achtsamkeit schenkt und der Reinlichkeit nicht pflegt. Widerlich ist der Anblick eines, in dieser Hinsicht nachlässigen Menschen und sehr ungünstig das Urtheil, das über ihn gefällt wird;

darum sollen sich Kinder schon frühzeitig gewöhnen, nett und reinlich zu seyn, um ihre und Anderer Zufriedenheit nicht zu stören.

Auch Ottilien wurde dieß oft vorgesagt, doch leider, immer vergeblich. Sie hatte als kleines Kind die liebende Mutter verloren, und ihr Vater war ein Kaufmann, der den größten Theil des Jahrs auf Reisen zubrachte. Wohl übergab Hr. Lindner sein Kind nicht der Aufsicht der Dienstboten, sondern einer Schwester, die seit dem Tode ihrer Schwägerin ihres Bruders Hauswesen führte, allein jene war nicht mehr jung und rüstig, und ließ manches dem Gesinde und der Nichte hingehen, was sie streng hätte rügen sollen.

Überdieß gesellte sich eine allzugroße Liebe für letztere dazu, und das Mädchen wurde verwöhnt, verzärtelt.

So durfte Ottilie z. B. alle Morgen tief in den Tag hinein schlafen, und sie verließ nicht eher die weichen Kissen, bis die Tante, welche nicht müde wurde, die kleine Siebenschläferin sanft zu ermuntern, sie mit der Äußerung, daß sie zu spät in die Schule kommen würde, zum Aufstehen endlich bewog. Nun wurde sich über Hals und Kopf geschickt, um noch zu rechter Zeit fertig zu werden, und keine Mühe auf das Waschen des Gesichts und der Hände, auf das Ordnen der Haare und auf den Anzug verwendet. — Kehrte sie von den Unterrichtsstunden zurück, so waren

ihre Finger voll Tinte und selbst an Schürzen und Halstuch oft Spuren derselben. Bei Tische führte sie den Löffel so unachtsam zum Munde, daß sie sich gewöhnlich mit der Speise betropfte, und lange nach dem Essen konnte man an Ottiliens Gesicht wahrnehmen, was sie verzehrt hatte, da sie sich nur ganz oberflächlich reinigte. —

Die kurze Zeit, welche Hr. Lindner zu Hause verlebte, verbitterte ihm oft die Wahrnehmung von seiner Tochter Unreinlichkeit und die Tante erhielt manchen Vorwurf wegen ihrer allzugroßen Nachsicht. Wenn sie darauf ihre Ermahnungen bei der Nichte verdoppelte, was in den rührendsten Ausdrücken geschah, so versprach Ottilie erweicht, sich gewiß zu bessern; allein bei dem 10 jährigen Mädchen war der nachtheilige Fehler schon so tief eingewurzelt, daß sie immer wieder darein verfiel, bis eine erlittene schmerzliche Kränkung sie davon heilte.

Hr. Lindner hatte von einem entfernt lebenden Bruder schon oft die Aufforderung erhalten, ihn doch einmal auf einer seiner Reisen zu besuchen und sein Töchterchen mit zu bringen; wirklich entschloß sich derselbe, nach einer an ihn wiederholt ergangenen Einladung, dieser zu folgen und die glückliche Ottilie fuhr an einem köstlichen Herbstmorgen an der Seite ihres Vaters zum Stadtthor hinaus und dem gesteckten Ziele zu.

Mit herzlicher Freude wurden die Reisenden von den lieben Verwandten aufgenommen, und in

den ersten Stunden, welche die beiden Bäschen mit einander zubrachten, fand schon ein inniges Einverständniß zwischen ihnen statt. Aber auch ein bedeutender Unterschied wurde Jedermann bemerkbar: Röschen war die Nettigkeit selbst; an Gesicht und Händen, so wie an der ganzen Kleidung war kein Fleckchen zu sehen, und die reichen Haarflechten wanden sich glatt und wohlgeordnet um den Kopf und gaben dem runden freundlichen Gesichtchen ein wunderhübsches Ansehen.

An Ottilien hingegen hingen fast nur die Kleidungsstücke, aus denen in der Wäsche mit aller Mühe die mancherlei Flecken nicht herausgebracht wurden, und so sehr sie sich vor der Abreise ihre Hände wusch und rieb, die Finger blieben von der eingetrockneten Tinte immer schwärzlich; auch hatte der Reisehut das nachlässig geordnete Haar noch mehr zerrauft, kurz sie gab neben dem reinlichen Röschen einen fatalen Anblick. Verlegen überzeugte sich auch Hr. Lindner davon, und als er nach kurzem Aufenthalt seine Geschäftsreise fortsetzte, aber Ottilien auf die Bitte der Tante und Röschens für längere Zeit zurückließ, bat er dringend seine Schwägerin, sein Kind zur Reinlichkeit zu gewöhnen, sey es mit Güte oder Strenge.

Frau Hermann versprach es, denn sie hatte beim ersten Anblick Ottiliens Untugend wahrgenommen, und auch Röschen, welcher Reinlichkeit zur

schönen Gewohnheit ward, bemerkte mit Betrübniß ihren Mangel bei der neuen Freundin, welche sie wegen so mancher andern guten Eigenschaft recht lieb gewonnen hatte. Mutter und Tochter wollten aber den kleinen Gast nicht gleich anfangs durch scharfen Tadel kränken und zurückschrecken, und schonende Ermahnungen blieben ohne Folgen; doch eine Begebenheit kam ihnen bald wirksam zu Hülfe.

Wie Ottilie im Anzug war, so zeigte sie sich auch bei ihren Arbeiten nachlässig und unreinlich; ihre Näherei, ihr Strickstrumpf verloren augenblicklich unter ihren Händen die weiße, oder eigenthümliche Farbe, und es eckelte einem, sie anzufassen. Nicht lange nach ihrem Erscheinen in N** sprach die Familie angelegentlich von des Vaters Geburtstag, der sich näherte, und Gattin und Kinder bestimmten ein Geschenk, das sie fertigen und jenen mit erfreuen wollten. Auch Ottilie wünschte dabei thätig zu seyn und erhielt den Rath von Frau Hermann, ein hübsches Sacktuch mit Hohlsaum auszunähen. Eifrig arbeitete sie daran, demohngeachtet kam der Festtag, und Ottilie wurde wohl mit dem Tuch fertig, aber gewaschen konnte es nicht mehr werden; und — hilf Himmel! — wie sah es aus? Man hätte glauben sollen, der Boden des Zimmers wäre mit aufgeputzt worden, so braun war die Hauptfarbe; und hie und da zierte es noch ein Flecken vom längst verzehrten Obst oder Butterbrod. Demohngeachtet beruhigte

sich Ottilie leicht mit dem Gedanken, daß es ja nach der Übergabe gleich gewaschen werden könne, legte es zusammen, und schmückte den Teller, auf dem sie es überreichen wollte, mit einem Kranz von vielfarbigen schönen Herbstblumen. Nun schloß sie sich mit ihrem Geschenk an die übrigen Familienglieder an, welche den theuern Geburtstäger in der Gartenlaube aufsuchten und ihm ihre Wünsche und Gaben brachten. Frau Hermann hing dem überraschten Gatten einen neuen Schlafrock von feinem Zitz herum. Christian und Gotthold hatten mit Mühe und Fleiß hübsche Zeichnungen verfertigt und Röschen einen Geldbeutel so rein ausgestickt, daß der Glanz der Seide die Schönheit der gewählten Farben und die fehlerlose Arbeit noch mehr erhob. Der Gefeierte empfing Alles gerührt und froh; doch nun nahte auch Ottilie mit ihrem Tuch und überreichte dasselbe; da zog sich Hrn. Hermanns heitere Stirne in ernste Falten. Er schob den Teller zurück, und sagte unwillig:

„Schade für die schönen Blumen, welche zu diesem schmutzigen Geschenk verwendet wurden.“ —

Eine glühende Schamröthe übergoß Ottiliens Gesicht und schmerzliche Thränen traten ihr in's Auge. Sie entfernte sich still weinend und Röschen bat tief bewegt den Vater, jener zu verzeihen, und ihre Gabe gütiger aufzunehmen.

„Sey ruhig Kind!“ erwiederte Hr. Hermann. „Es ist zum Besten deiner Freundin. Diese kleine Demüthigung wird sie von dem uns allen widerlichen Fehler der Unreinlichkeit heilen.“

Und dieß war wirklich der Fall.

Ottilie, die mit inniger Verehrung an ihrer Tante hing, flüchtete nach diesem Vorfall zu ihr und flehte, ihr zu rathen und zu helfen, daß sie, wie Röschen, sich ihre und des Onkels Zufriedenheit erwerben könne. Frau Hermann umarmte sie gerührt und sagte: „Gerne, mein Kind, will ich unablässig dich erinnern, dich warnen, allein von deiner Seite muß es ernster Wille seyn, meines Röschens Beispiel zu folgen.

Obgleich ich, als Mutter ihr Lob nicht laut äußern sollte, so kann ich doch nicht umhin, sie dir als Muster vorzustellen. Beobachte sie genau und richte dich darnach, so wird dein Anblick uns künftig auch erfreuen.

„Ich will es!“ rief Ottilie fest und feurig, küßte Frau Hermann die Hand, und flog zu Röschen, welcher sie sich um den Hals warf, ihren Entschluß ihr kund that, und sie bat, sie bei der Ausführung ihres Vorsatzes zu unterstützen. Dieß geschah auch und — anfangs mit Anstrengung, denn immer und immer leichter gelang es Ottilien, ihren Fehler abzulegen und Röschen in ihrer Nettigkeit und Reinlichkeit ähnlich zu werden.

Als der Vater nach einigen Monaten sein Töchterchen wieder abholte, erstaunte er hoch erfreut über die vortheilhafte Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, und konnte nicht Worte genug finden, seiner Schwägerin und Röschen für das Verdienst, das sie sich um ihn und Ottilien erworben hatten, zu danken.

„Danke mir nur auch ein Bischen, lieber Bruder;“ äußerte Hr. Hermann lächelnd. „Ich habe deinem Töchterchen wohl einmal ein wenig wehe gethan, aber es war zu ihrem Heile. Nun wurde dem Vater die Begebenheit erzählt und er segnete doppelt den Geburtstag des Bruders.

Bei Ottiliens Rückkehr in die Heimath, die nach einem thränenreichen Abschied von den geliebten Verwandten erfolgte, fanden alle ihre dortigen Freundinnen, wie sehr sie an äußerer Liebenswürdigkeit und Anmuth gewonnen hatte, sie stieg noch mehr in ihrer Liebe, und den Vertrautesten unter ihnen erzählte sie die erwähnte einflußreiche Begebenheit ihrer für sie heilbringenden Reise.

Der streitsüchtige Ferdinand oder die Schlittenfahrt.

„Immer muß ich Unrecht haben, immer soll ich nachgeben; ich sage es schon dem Hrn. Klein, daß du mir die Grammatik so lange nicht gegeben

hast;" — so stritt weinend Ferdinand gegen seinen Bruder Adolph, der aber, sanfter und verständiger als jener, sich mit der Äußerung:

„Du möchtest nur wieder gerne streiten;" ruhig von ihm entfernte.

Diese beiden Knaben waren, nebst zwei Schwestern, die Kinder des Hrn. v. Friedheims, welcher, so viel es seine Geschäfte gestatteten, mit seiner Gattin die Erziehung jener theilte und sie zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu bilden wünschte. Durch zärtliche Anhänglichkeit der Kleinen wurden Vater und Mutter für ihre treue Sorgfalt belohnt, und erstere bemühten sich, allen heilsamen Ermahnungen nachzukommen.

Kindische Unarten ausgenommen, gewährten sie wirklich den Ältern viele Freude, und diese wurden nicht müde, sie in allem Guten zu fördern.

Nur Ferdinand, der zweite Sohn besaß neben mancher lobenswerthen Eigenschaft einen großen Fehler, den der Streitsucht; von welcher der Eingang unserer Geschichte ein Pröbchen zeigte, dem bald wieder auch nachstehendes folgte:

An einem Winterabend, an dem es außen stürmte, große Schneeflocken fielen, so daß die Dächer und Straßen in einem dichten, weißen Gewande glänzten, beschloßen die Kinderchen, sich durch Kartenspiele den langen Abend zu verkürzen. Julie und

Bertha nahten schmeichelnd der Mutter und baten sie, ihr Spiel zu leiten, sie zeigte sich willfährig dazu und die Geschwister waren darüber fröhlich und guter Dinge. Allein nicht lange, so begann Ferdinands Fehler vorzutreten und die allgemeine Heiterkeit zu trüben. Bald behauptete er, an ihm sey die Reihe gewesen, auszuwerfen, bald klagte er weinerlich, daß ihm von seinem Nachbarn in die Karte gesehen würde, und gewann er das Spiel, so äußerte er unzufrieden, warum denn gerade jetzt eine so kleine getrocknete Pflaume, oder eine so harte Kirsche zum Gewinnpreis eingesetzt worden wäre?

Adolph und die Schwestern schwiegen lange, theils aus Achtung für die theure Mutter, theils wollten sie sich in ihrem Vergnügen nicht stören lassen. Allein das Geringachten, das man seiner werthen Person bewies, verdroß Ferdinanden so sehr, daß er immer unartiger, und die Mutter genöthigt wurde, strafend einzuschreiten. Sie stund auf, nahm dem kleinen Streiter die Karten aus der Hand, und verschloß den sich Sträubenden in ein anstoßendes dunkles Zimmer, wo er trotz allen Weinens und Bittens den Abend vollends bleiben mußte. Als er seine Freiheit wieder erhielt, versprach er wohl auf das dringende Ermahnen der Mutter, friedlicher zu werden, allein nicht lange, so mußte diese die betrübende Erfahrung machen, daß jener Fehler bei ihrem Söhnchen nicht so leicht auszurotten sey.

Hr. v. Friedheim erhielt bald darauf eine Aufforderung, sich einer großen Schlittenfahrt anzuschließen, und der dazu bestimmte Tag war gerade Adolphs Geburtstag. Dieser hatte sich seit längerer Zeit ganz tadellos betragen, und so nahm der Vater doppelt gerne obige Einladung an, um jenen Festtag auszuzeichnen.

Der Knabe war überglücklich, als er hörte, welche Freude ihm bevorstehe, doch sollte und wollte er auch den Morgen seines Wiegenfestes vergnügt feiern. Von allen Unterrichtsstunden des Bruders wegen ebenfalls freigesprochen vereinigten sich die Geschwister mit diesem zu einem gemeinschaftlichen Spiel. Julie übernahm die Rolle der Hausfrau, Bertha die der Magd. Adolph sollte den Herrn, Ferdinand den Diener vorstellen.

Eine große Küche, in welcher Zinn und Kupfer herrlich blinkten; ein Speiseschrank, der mit niedlichen Porzellan und Glassachen eingerichtet war und dessen Schubladen mit Rosinen, Mandeln, Chocolade und andern Süssigkeiten von der gütigen Mutter gefüllt wurden, die Puppen, die sie von verschiedener Größe besaßen, dieß Alles verhieß den Mädchen eine herrliche Unterhaltung, so wie den Knaben der gut eingerichtete Pferdstall, die vierspännige Postkutsche, das neue Wiegenpferd und die große Peitsche, beides das Geburtstagsgeschenk Adolphs, das er von den gütigen Ältern erhalten hatte. — Das Spiel

wurde dem Familienleben im Friedheimischen Hause genau nachgeahmt, und die Kinder waren innig vergnügt dabei. Auf einmal fiel es Ferdinanden ein, die Rollen zu wechseln, und als Adolph nur einige sanfte Einwendungen dagegen machte, braußte jener heftig auf, und behauptete, daß letzterer sich wieder angemaßt habe, den Herrn zu spielen, obgleich die Stimmen der Schwestern ihn, als den Geburtstäger dazu erwählt hatten.

Adolph zürnte, die Mädchen weinten und Ferdinand schrie und polterte so laut, daß die Ältern herbei eilten, und als sie den Verlauf der Sache erfuhren, den Streiter zum Wegbleiben von der Schlittenfahrt verurtheilten. Nicht nur für den Schuldigen, sondern auch für die Geschwister, die jenen trotz seines Fehlers herzlich liebten, war dieser Ausspruch ein Schreckenswort und der gutmüthige Adolph versicherte, daß ihm seine ganze Geburtstagsfreude verbittert würde, wenn der Vater sich nicht erbitten und den Bruder zurück ließe.

Nur aus dieser Rücksicht nahm nach langem Weigern jener das gesprochene Urtheil zurück, und versicherte auch Ferdinanden, daß er die erhaltene Verzeihung ganz allein Adolph zu verdanken habe.

Das großmüthige Benehmen desselben rührte erstern so tief, daß er unter Thränen ihm dankend, um den Hals ihm fiel und reuig versprach, nicht mehr zu streiten. — Trotz einer Lieblingsspeise der

Kinder, welche Adolphs Geburtstags zu Ehren auf den Tisch kommen sollte und in einem süßen Gericht, aus Äpfeln bereitet, bestund, wünschten die Kleinen doch, daß die Mittagszeit vorüber wäre, um das schnelle Fahrzeug besteigen zu können. Diese Sehnsucht wurde bald gestillt, und man sah Hrn. v. Friedheim mit seiner Familie in einem herrlichen Schlitten sitzend, mitten in der Reihe von andern, die alle von muthigen Rossen, welche mit hellklingenden Schellen und Glöckchen behangen waren, gezogen wurden, durch die Strassen der Stadt zum Thor hinaus fahren; hier verfolgten die Pferde im muntern Lauf die spiegelhelle Bahn und nur allzubald für das Vergnügen der Kinder hielten die Schlitten vor dem stattlichen Wirthshaus eines Dorfes, das ein ländlicher Vergnügungsort war, und von den Städtern zu jeder Jahreszeit fleißig besucht wurde. In einem freundlichen, wohlgeheitzten Zimmer erwärmte sich die Gesellschaft mit dem dampfenden Kaffee, und als dieß auch bei unsern Kinderchen geschehen, und ihr Magen mit einem guten Kuchen befriedigt worden war, gesellten sie sich zu den Bekannten, welche sie unter den Theilnehmern der Fahrt fanden, und die Mädchen setzten sich traulich plaudernd zusammen, während die Knaben beschlossen, im Freien einen Schneemann aufzuführen, wozu sie sich die Erlaubniß der Ältern erbaten, und auch erhielten.

Siehst du die Folgen deines häſslichen Fehlers? und was fühlst du dabei?

Ferdinand bemerkte, daß nahe am Wirthshaus besonders viel Schnee aufgehäuft lag, und wollte sich hier reichlich damit versehen, da vernahm er aus den niedern Fenstern der untern Wirthsstube großen Lärm. Ein Streit, den ein Bauernbursche mit einem andern führte, war die Ursache davon, und aus dem langen, heftigen Wortwechsel entstund endlich eine abscheuliche Schlägerei. Der erschrockene Ferdinand eilte zu seinen Gespielen, sie davon zu benachrichtigen.

Diese verließen das begonnene Werk und eilten herbei; doch ach! welch ein Anblick wartete ihrer! Sie sahen die Gesellschaft um eine Bank versammelt, auf welcher jener Bursche blutend und bewußtlos lag, neben ihm die jammernde Mutter, welche weinend gegen Hrn. v. Friedheim, der mit Ferdinand am nächsten stund, äußerte:

„O wie oft habe ich meinen Kilian gewarnt, seine unselige Streitsucht abzulegen, er könne einmal recht unglücklich durch sie werden. Nun ist's eingetroffen, was ich befürchtet habe. Ach Gott, wenn er nicht mehr erwacht!"

Ferdinand schien ganz zerknirscht und der Vater, diese Gelegenheit zur Besserung seines Kindes benützend, ließ lange einen bedeutsamen Blick auf ihm ruhen, dann sagte er mit Nachdruck:

„Siehst du die Folgen deines häßlichen Fehlers? und was fühlst du dabei?"

Der Knabe ergriff die väterliche Hand, drückte sie an sein Herz und erwiederte leise;

„Inniges Mitleid mit dem Unglücklichen und den festen Entschluß, nie mehr zu streiten.“

„Gott gebe es!“ versetzte jener, und trat nun mit Ferdinand zurück, um dem Wundarzt Platz zu machen, welcher zu Hülfe gerufen war.

Auch erwachte jetzt Kilian aus seiner Ohnmacht, und der Chirurg versicherte, daß die Wunde wohl sehr tief, doch vor der Hand nicht tödtlich sey.

Man begab sich nun von dem traurigen Auftritt hinweg, und nach einem eingenommenen Mahle bestieg die Gesellschaft wieder die Schlitten, welche auf der vom Monde bespiegelten glatten Bahn, pfeilschnell der Stadt zuflogen.

Zu dem Danke, den die Friedheimischen Kinder zu Hause gegen ihre gütigen Ältern für das genossene Vergnügen aussprachen, fügte Ferdinand das Versprechen, daß die Erinnerung an die heutige traurige Begebenheit, von der er zufällig Zeuge werden mußte, stets eine sichere Schutzwehr gegen seinen Fehler seyn solle.

Wirklich hatten die Ältern es nicht zu bereuen, Adolphs brüderlichen Wunsch erfüllt und Ferdinanden mitgenommen zu haben; im Gegentheil segneten sie ihren Entschluß, da jener von dem Tage an ernstlich anfieng, sich zu bessern, und ein recht friedliebender Knabe wurde.

Thätigkeit stiftet viel Gutes oder die Turteltauben.

Baron von Benda besaß große Reichthümer und viele Güter; aber sein häusliches Glück zog er allen irdischen Besitzthümern vor. Er lebte in einer zufriedenen Ehe mit seiner liebenswürdigen Gattin, und noch mehr wurde sein Glück durch das Aufblühen eines hoffnungsvollen Töchterchens erhöht. Albina war der Stolz und die Freude ihrer Ältern; unermüdet strebte sie dem theuern Vater, der geliebten Mutter durch rastlosen Fleiß und ein tadelloses Betragen Alles zu vergelten, was sie der zärtlichen Liebe jener von ihrem ersten Athemzuge an zu verdanken hatte.

Leider sind manche Kinder in Erfüllung dieser heiligen Pflicht sehr lässig, jedoch bei Albinen war dieß nicht der Fall. Wohl hatte sie auch manche Fehler, suchte sich aber nach und nach davon zu befreien, bereute sie immer herzlich, und zeigte sich zu allem Guten willfährig.

Schon als Mädchen von 4—6 Jahren bemerkte man an Albinen einen regen Sinn für nützliche Thätigkeit. Wo sie ihrer Mutter bei irgend einem Geschäfte beistehen konnte, da trippelte sie ihr behende nach, und half beharrlich ihr dazu. So wuchs dieser schöne Hang zum Fleiße mit dem Kinde auf, und Jedermann gewann sie deßhalb von Herzen

lieb. — Als Albina älter wurde, theilte sie ihre Zeit weislich ein, um ja keine Minute zu verlieren, und selbst ihre schuldlosen Spiele wußte sie so zu gestalten, daß sie sich auch bei ihnen immer nützlich beschäftigen konnte. Oft arbeitete sie für ihre Puppen und übte sich dabei im Nähen und Kleidermachen, oder sie illuminirte, schnitt Papierfiguren aus u. s. w.

Die Sommermonate verlebte Hr. v. Benda auf einem reitzenden Landsitz, und wenn die Zeit kam, wo das Stadtleben mit dem ländlichen Aufenthalt vertauscht wurde, entstand großer Jubel bei Albinen, denn sie zog die Freuden, die ihr jener gewährte, jedem andern Vergnügen vor, und im Schooße der Natur fand ihr einfacher Sinn volle Befriedigung.

Ihre Liebe zur Thätigkeit fand aber auch da immer neue Nahrung, und sie folgte unabläßig ihrem lobenswürdigen Hang.

In Moosdorf, so hieß jenes Gut, stiftete sie bei der Dorfjugend nicht allein durch ihr Beispiel, sondern auch durch ein segensreiches Unternehmen ungemein viel Gutes. Sie unterwieß die Mädchen im Stricken und Nähen, ertheilte ihnen dabei auch manche heilsame Belehrung und dieß Alles mit sehr gutem Erfolge.

Albina wurde auch von ihren kleinen Schülerinnen innig geliebt, da ihr Benehmen immer freund-

lich und liebevoll war, und mancher fehlerlos gestrickte Strumpf, manches hübsch genähte Hemd zeigte von der Gründlichkeit ihres Unterrichts und von der Aufmerksamkeit, von dem Fleiße der Mädchen. — Die Dankbarkeit der letzteren äußerte sich auf vielfache Weise. Wenn z. B. Albina eine von ihnen bat, Vergißmeinnicht, Kornblumen oder süße Beeren zu suchen, da waren Alle willfährig dazu und sie wetteiferten untereinander, wer den schönsten Strauß, die größten und reifsten Beeren der geliebten Lehrerin brächte.

Als Albina ihr 14 tes Jahr erreicht hatte, war mit ihrem Geburtstage wieder der Wonnemonat erschienen, und mit ihm wurde die fröhliche Reise nach Moosdorf angetreten.

Seine Bewohner waren schon einige Wochen zuvor davon unterrichtet, um ihre Vorkehrungen zum Willkomm der geliebten Herrschaft treffen zu können.

Als nun Herr von Benda mit Gattin und Tochter zum Schloßthor einfuhr, erblickten sie dasselbe mit Laub- und Blumengewinden zierlich geschmückt, und den Weg bis in die Zimmer blumigt bedeckt.

An der Treppe standen nach der Reihe Albinens Schülerinnen im Feststaate, und die Älteste unter ihnen sprach einige, vom Schullehrer des Orts verfaßte herzliche Worte, welche dem theuern Schloßfräulein ihre dankbaren Gefühle und ihre Freude, sie

wieder zu sehen, ausdrückten, dabei überreichte sie letzterer in einem feingeflochtenen Weidenkörbchen ein paar schneeweiße Turteltäubchen, deren Besitz schon längst ein lebhafter Wunsch Albinens war, und schloß mit dem Ausruf:

„Lange lebe, und glücklich, unsere gütige Lehrerin!"

Ungemein überrascht und froh bewegt vermochte Albina anfangs gar nichts zu erwiedern, ihre Augen füllten süße Freudenthränen, und in tiefer Rührung drückte sie den Mädchen die treuherzig dargereichten Hände. Endlich versicherte sie ihnen freundlich, daß sie durch ihren Fleiß schon reichen Lohn geärndtet habe, und dankte ihnen aufs innigste für das liebliche Geschenk. Auch Albinens Ältern ergriff der schöne Empfang und Herr von Benda sprach zu seinem Töchterchen:

Sieh, liebes Kind, schon jetzt ist deine Thätigkeit auf erfreuliche Weise belohnt worden, sowohl durch die nette Gabe, welche deine dankbaren Schülerinnen dir weihen, als auch durch dein eigenes Bewußtsein, Segensreiches gewirkt zu haben. Fahre fort, immer Gutes zu üben, und es werden dir einst vom Ewigen noch höhere Aufträge ertheilt werden, deren Ausführung Himmelslohn erwirbt." Mit diesen Worten drückte er die geliebte Tochter an sein Herz und eine feierlich stille Pause erfolgte. — Die

Landmädchen verabschiedeten sich dann, wurden aber von der gütigen Herrschaft für nächsten Sonntag zu einem kleinen Gastmahl in das Schloß eingeladen, wo Albina wieder die Freudenspenderin war, indem sie jedem der Kinder ein Geschenk verehrte, das sie in der Stadt für sie eingekauft hatte.

Ihre Täubchen aber pflegte sie auf das Sorgsamste und bald lernten die sanften Thierchen ihre geliebte Herrin kennen, denn nur sie reichte ihnen das Futter. Sie waren ungemein zahm, saßen, wenn jene ihr Vesperbrod verzehrte, auf ihrem Schooß, ja sie richtete sie so ab, daß sie ihrer Freundin, Pfarrers Linchen, öfters ein Briefchen von ihr brachten, wenn sie abgehalten wurde, selbst zu ihr zu gehen. Sie mußten auch mit ihr in die Stadt ziehen, und sie blieben ihr ein theures Eigenthum, bis der Tod sie ihr raubte.

Albina begrub sie unter einen Rosenhügel, an dem der Vater eine Säule errichten ließ, mit der Inschrift:

Hier ruhet der Lohn, den Albina einst in ein Paar Turteltäubchen für segensreiche Thätigkeit erhielt.

Die zerbrochene Urne oder Ungehorsam veranlaßt viel Schaden.

Frau Müller hatte sich als Kind der vorzüglichsten Gunst einer Tante zu erfreuen, die auch sie

sehr verehrte, und bei welcher sie gerne und oft ihre Zeit hinbrachte; sie genoß durch ihre Zärtlichkeit viel Gutes und es fehlte ihr bei derselben nie an angenehmer Unterhaltung in Spiel und Ernst.

Tante Nina besaß sehr schönes Hausgeräth und unter andern einen Blumentopf in Form einer Urne; sie war von sehr feinem Porzellan und durch zarte, kunstvolle Malerei noch werthvoller. Oft stund die kleine Rosalie voll Vergnügen vor der freundlichen Landschaft, auf der kurzgeschürzte Bauernmädchen, den Rechen auf der Schulter, neben dem heimkehrenden, hochbeladenen Heuwagen, dessen Anspann der rüstige Landmann vorsichtig lenkte, dem Dorfe zuschritten, das mit seinen rothen Dächern und spitzigen Kirchthürmen aus dem Dickigt grünbelaubter Obstbäume herausschaute.

Auf einem Brachfelde weidete eine Heerde Schafe, und ihr Hirt saß, auf einer Flöte blasend, unter einer Eiche, im Vorgrunde das wachsame Hündchen an seiner Seite. Dieß Hauptgemälde zierte die vordere Seite der Urne, welche oben und unten mit einem breiten goldenen Rand eingefaßt, auf der Rückseite noch einen wohl geordneten Strauß von hochrothen Geranienblüthen, violetten Levkoyen und blaßgrünen Reseden zeigte.

Wenn Tante Nina Rosalchen recht erfreuen wollte, so gab sie ihr den ehrenden Auftrag, die lebenden Blumen in jener Urne mit frischem Wasser

zu versehen und das feine Gefäß, das sie sonst Niemanden anvertraute, von Flecken und Staub zu reinigen; das Mädchen genügte dann diesem Verlangen mit großer Freude und Vorsicht.

Nach dem Tode der geliebten Tante, bestimmte deren Testament, nebst noch andern mehr oder minder kostbaren Gegenständen Rosalien auch die ihr so liebe Urne, und aus Furcht, daß sie ihr zerbrochen werden könnte, verschloß sie dieselbe lange in einen Schrank. Ja auch als sie ein eigenes Hauswesen gegründet hatte, wagte sie nicht, den Blumentopf zu benützen, sondern stellte ihn in ihr Besuchzimmer als Zierde auf die Commode von Nußbaum und empfahl Kindern und Gesinde die größte Achtsamkeit auf ihn.

An Louischen war ebenfalls diese Ermahnung ergangen, und sie sah ihre Wichtigkeit ein; denn nach Kinderart hatte sie der Mutter oft schon mit großem Vergnügen zugehört, wenn diese von ihrer Jugendzeit erzählte, der verewigten Tante mit dankbarer Rührung gedachte, und des theuern Erbstück's erwähnte, dessen Anblick sie in die glücklichen Tage versetzte, die sie bei jener verlebte, und wie sie oft in Anschauen versunken, der gemalten wolligen Schäfchen, oder des treuen Hirtenhündchens, oder des schwankenden Heuwagens sich freute.

Louise bat gewöhnlich nach solchen Mittheilungen Frau Müller, ins Besuchzimmer zu gehen,

und — ohne sie anzufassen, die Urne nur betrachten zu dürfen, wo sie dann Alles so fand, wie es einst die Mutter mit kindlichem Sinne aufgenommen hatte.

Louise stund in ihrem 10 ten Jahr, war ein äußerst gutmüthiges Kind, der Mutter mit unaussprechlicher Liebe zugethan, auch fleißig und geschickt; aber, unüberlegt und leichtsinnig und aus Leichtsinn sehr oft ungehorsam. Gute Lehren, heilsame Befehle wollte sie gerne befolgen, aber sie vergaß sie bald und immer wieder verdarb, zerbrach und verlor sie aus Unbesonnenheit manche ihrer kleinen Besitzthümer, manches Stück ihrer Wäsche, ihres Anzugs und ihre Ältern und Geschwister hatten ebenfalls mehrere unangenehme Erfahrungen der Art durch ihre Schuld zu erleiden.

An einem Abend machte einstmals Louischen mit zufriedenem Lächeln ihr Strickzeug zusammen, sie hatte ihre Aufgabe gelöst und eilte zur Mutter, sie um ihr Vesperbrod bittend. Diese sah die Arbeit prüfend durch, belobte das fleißige Töchterchen, gab ihr ein Körbchen Kirschen, und ertheilte ihr die Erlaubniß, den Feierabend nach eigener Willkühr hinzubringen. Schwesterchen Agnes war für diesen Abend zu ihrer Pathin gebeten, und die beiden Brüder Moritz und August hatten nachlässig gearbeitet, und mußten nun das Versäumte mit der Feder in der Hand einzubringen suchen. Louise war also allein

und nachdem sie sich mit dem süßen Obst gütlich gethan hatte, hüpfte sie zu ihrem Spielschränkchen, kramte unter ihren Sachen herum und sann hin und her, womit sie sich die Zeit vertreiben wollte. Endlich fiel ihr Blick auf einen schönen, buntgefleckten Ball.

„Komm her guter Freund!" sagte sie für sich in der heitersten Laune. „Du hast lange unbenützt da gelegen. Heute soll an dich einmal wieder die Reihe kommen, mich zu vergnügen; ich will dich auch selten fallen lassen, sondern dich immer wieder zu erhaschen suchen."

Ob nun gleich den Kindern schon oft untersagt worden war, mit dem Ball in einem Zimmer zu spielen, da leicht ein Spiegel oder ein Fenster dadurch in Gefahr kommen könnte, schritt Louise dennoch mit jenen Worten, den Ball immer in die Höhe werfend, durch ihr Stübchen, über den Vorplatz und sah die Thüre des Besuchzimmers nur angelehnt. Das erwähnte Verbot leichtsinnig vergessend, dünkte dem Mädchen der große Raum des Gemachs und besonders die Höhe desselben zu ihrem Spiel sehr geeignet, sie begann eintretend sogleich allerlei geschickte Übungen mit dem Ball, und fast alle gelangen.

Endlich, im Eifer des Spiels, näherte sie sich zu sehr der Commode und gerade jetzt flog der Ball seitwärts und mit solcher Gewalt an die schöne Urne hin, daß er dieselbe mit sich hinab auf den Boden

nahm. Da lag sie in mehreren Stücken, und Louis-chen stund laut weinend und händeringend dabei.

Wahrhaft schmerzlich beklagte Frau Müller, als sie auf das Geschrei jener herzueilte, ihren Verlust, und nur ihn empfindend, war sie lange nicht im Stande, mit der kleinen Ungehorsamen zu schmälen, welcher die Trauer der Mutter mehr zu Herzen ging, als die Furcht vor Strafe. Sie hing sich an ihren Hals und schluchzte: „Ach, ich unachtsames Mädchen! Nie kannst du mir mein Vergehen verzeihen und wie unglücklich bin ich dann!"

Frau Müller machte sich sanft von dem zitternden Kinde los, und ihre heftige Gemüthsbewegung, so wie ihre aufrichtige Reue berücksichtigend, sagte sie:

„Wenn du mir geloben willst, deinem Leichtsinn von nun an ernst und beharrlich entgegen zu arbeiten, so will ich dir vergeben, und jenes theure Erbstück leichter vermissen, da sein Verlust meiner Tochter Glück für die Zukunft gründete."

Tief ergriffen leistete Louise dieß Versprechen und sammelte die Scherben der schönen Urne, die sie sorgfältig bewahrte. Sie dienten ihr als Erinnerungszeichen an ihre einstige Unbedachtsamkeit und befestigten in ihr immer von Neuem den Entschluß, der Mutter Ermahnungen gehorsam und stets mit Überlegung zu handeln. —

Der vorwitzige Knabe oder die verdorbene Violine.

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß der 11 jährige Robert allein in seinem kleinen Zimmerchen. Lange verweilte er schweigend in dieser Stellung, bis er endlich sich erhob und ausrief:

„Ja, ich habe diese Strafe verdient, und will auch nicht klagen, daß ich 8 Tage hier einsam zubringen soll. Aber, daß ich den guten Vater um seine ganze heutige Freude betrog und daß mein Betragen in der Stadt bekannt und getadelt werden wird, das ist's, was mich am meisten schmerzt. Indessen — auch dieß ist die natürliche Folge meines Vorwitzes und ich will mich von ihm gewiß in Zukunft nicht mehr beherrschen lassen!“

„Aber, was hat denn der Knabe verbrochen, daß er so bitter gestraft sich fühlt?“ werdet ihr fragen. Ich muß euch jedoch noch ein wenig zur Geduld verweisen, meine lieben Leser, und euch zuvor noch näher mit unserm Robert bekannt machen.

Er war der jüngste Sohn des Rath Bertholdʼs, und von Geburt an unter der Pflege einer alten Kindermagd, die den Knaben wie ihr Herzblättchen liebte. Als sie ihr Alter dienstuntauglich machte, blieb sie dennoch in Berücksichtigung ihrer frühern treuen Dienste im Hause, und behielt fortwährend Einfluß auf Robert, der aber gar nicht vortheilhaft

auf ihn wirkte, da sie durch ungemessenes Lob einen ungeheuern Eigendünkel in ihm erregte und unterhielt.

„Ach du bist ein wundergeschicktes Bürschchen, das Alles kann, wenn es nur will,“ — sagte sie oft und bestärkte dadurch den Knaben in einer sehr hohen Meinung von sich, und in den Bestrebungen, seine Tausendkünstlerei bald da, bald dort zu erproben. Auch zeigte er wirklich mehr Geschick zu Hülfsleistungen im Hauswesen, als zum Lernen anderer nützlicher Dinge, und übte sich häufig in allerlei Vortheilen der Handwerker, hatte aber doch nicht Kenntnisse genug und verdarb daher viel, was er an Spielzeug oder dergleichen wieder herstellen und verbessern wollte. Dabei sprach er recht vorlaut und naseweis über Alles und in Alles, und war dadurch Jedermann lästig und widerlich. Seine beiden Schwesterchen hatten ebenfalls oft gerechte Ursache, über ihn zu klagen, da er ihre kleinen Besitzthümer unter dem Versprechen, sie zu verschönern oder auszubessern, noch mehr verschlechterte, ja oft ganz unbrauchbar machte. So bemalte er gerne ihre Puppen, die ihm zu blaß schienen und indem er ihnen röthere Wangen machen wollte, verdarb er das ganze Gesicht, oder er bemächtigte sich eines zerbrochenen Meuble's von der kleinen Einrichtung der Puppenstube, versprach es mit Leim wieder herzustellen, zerlegte es aber gewöhnlich ganz, und brachte es dann nicht mehr zu Stande u. s. w. Der Mutter kam er oft

über ihre Arbeitssachen, wollte bald einen Nähstein überziehen, bald einen Haspel in seinem Lauf anders richten, bald Zwirn oder Wolle abwinden und verwirrte, veränderte und künstelte so lange daran, bis er nicht mehr weiter konnte und auch die Mutter Mühe hatte, seine gestifteten Schäden wieder gut zu machen. In der Küche richtete er gleichfalls manches Unheil an, versalzte die Speisen, wenn er sie vorwitzig versuchte und sie ihm noch Salz nöthig zu haben schienen, oder er legte beim Feuer zu viel ab oder zu, rückte die Töpfe zu weit weg, oder zu tief hinein, kurz, die Köchin sah sich recht häufig veranlaßt, ihn scheltend aus der Küche zu jagen. Nur an des Vaters Eigenthum wagte sich Robert bisher noch nicht, und deßhalb blieb jenem, da er viele Geschäfte hatte, des Sohnes Fehler unbeachtet, bis ihm derselbe einstmals auf recht unangenehme Weise bemerkbar wurde.

Hr. Berthold war ein großer Musikfreund, spielte meisterhaft die Violine und besaß ein sehr kostbares Instrument, das er mit äußerster Sorgfalt behandelte und bewahrte. Gleich nach dem Gebrauch legte er es vorsichtig in einen dazu bestimmten weichgefütterten Kasten und verschloß diesen jedesmal, bis er wieder Muse fand, sich allein damit zu vergnügen, oder es bei seinen musikalischen Vereinen, welche alle Monate zwischen ihm und einigen gleichgesinnten Freunden statt fanden, zu benützen.

Heute war nun an ihm die Reihe, einen solchen bei sich zu versammeln und er freute sich unendlich auf den Abend und auf seine Genüsse, da mehrere vorzügliche Arbeiten berühmter Tonkünstler vorgetragen werden sollten, und Hr. Berthold seit längerer Zeit durch Geschäfte verhindert wurde, für sich allein zu spielen. — Er sprach beim Mittagessen davon und äußerte am Schluß:

„Ich nahm meine Violine vorhin aus dem Kasten und fand sie wirklich ganz verstimmt; kein Wunder, da sie so lange unbenützt blieb.“ —

Robert hörte dieß auch mit an, und als ihm der Vater befahl, das große Zimmer, in dem das Conzert gehalten werden sollte, der Magd zu öffnen, und so lange darin zu bleiben, bis sie aufgeputzt hätte, sah er die Violine auf dem Flügel liegen und beschloß, dem Vater die Mühe des Stimmens zu ersparen, und dieß Geschäft selbst zu übernehmen. Er sagte zu sich selbst: „Ich habe ja ein gutes Gehör, da wird es schon gehen, und meine alte Sibille spricht immer:

Kindchen, was du beginnst, das gelingt dir vortrefflich, und du wirst einmal ein großer Mann werden. —

Ja, ja sie hat recht. Vielleicht werde ich gar ein Tonkünstler.“

So wie sich Christine entfernt hatte, führte er seinen Vorsatz aus, jedoch mit so unglücklichem

Erfolge, daß zwei Saiten sogleich rissen, und der eine Wirbel sich gänzlich überdrehte.

In der Angst seines Herzens legte er das Instrument in einen Winkel und schlich davon. Als nun die Herren versammelt waren und das Conzert beginnen sollte, welchem stille beizuwohnen, auch die Kinder Erlaubniß hatten, erschien Robert ebenfalls, jedoch indem der Vater sein Instrument suchte und es in einer Ecke fand, entfernte sich Robert schnell und leise wieder. Die Mutter bemerkte es, und so eben zeigte ihr Gatte die verdorbene Violine erzürnt und klagend vor; da wurde ihr Alles klar. Niemand als Robert konnte den Schaden angerichtet haben, denn nur er hatte den Zimmerschlüssel erhalten, und sein schon oft bewiesener Vorwitz, von dem sich nun auch der Vater mehr als durch früher darüber entstandene Klagen überzeugte, kam abermals an Tag.

Hr. Berthold eilte ihm nach, und wollte ihn auf der That strafen; allein er konnte Robert nirgends finden, denn er hatte sich auf dem obersten Boden versteckt. Unmuthig kehrte jener zur Gesellschaft zurück, seine Violine war für heute verdorben, da ein neuer Wirbel dazu erforderlich wurde, und so sah er sein und seiner Freunde Vergnügen ganz gestört. Bald verabschiedeten sich diese, nachdem sie sich laut und im Stillen über Roberts Vorwitz höchst mißfällig ausgesprochen hatten und die Ältern stellten dieß dem Knaben als eine besonders nachtheilige

Folge seines Fehlers vor, was auch bei seinem Ehrgeiz einen heilsamen Eindruck machte; doch kränkte eben so sehr, wie wir schon hörten, sein kindliches Gemüth, des Vaters durch ihn verkümmerter Genuß, zumal da dieser ihm durch die Mutter verkünden ließ, daß er ihm acht Tage lang nicht vor die Augen kommen solle, und Bertholds Kinder sich in der Nähe der Ältern am glücklichsten fühlten.

In seiner Einsamkeit trafen wir nun zu Anfang der Geschichte unsern Robert, und tief betrübt; jedoch in jener hatte er Zeit, gute Entschlüsse zu fassen, denen er auch nach wieder erlangter Freiheit treu blieb, sich dadurch der Ältern Liebe wieder errang, und durch sein Benehmen das schlimme Gerücht, das von ihm in Umlauf gekommen war, widerlegte. —

Ein vorlautes und vorwitziges Kind ist für Jedermann eine unangenehme Erscheinung, und der Nutzen, den es in seinem Dünkel oft zu stiften wähnt, verwandelt sich nicht selten für ihn und Andere in bittern Schaden.

Die wahrheitsliebende Aurelia oder das Würfelspiel.

Schon in frühester Kindheit wurde Aurelien von ihren Ältern gesagt, daß der Allwissende ihr überall nahe

sey, daß er die kleinste Lüge höre, auf wahrheitsliebende Kinder mit Wohlgefallen herabblicke, und daß der Ältern Segen auf diesen ruhe; auch wurde ihr die Lügenhaftigkeit als einer der häßlichsten Fehler geschildert und dieß Alles machte so tiefen Eindruck auf das Mädchen, daß eine große Scheu vor jenem Laster mit emporwuchs, und ihm nicht die geringste Unwahrheit zu sagen erlaubte. Wer denn nun mit Aurelien in nähere Berührung kam, hegte gegen ihre Aussagen nie Argwohn, sondern schenkte ihr unbedingtes Vertrauen. Beging sie einen Fehler, so gestand sie ihn immer selbst, und es dünkte ihr, wie sie versicherte, dann immer eine Centnerlast vom Herzen genommen zu seyn, welche sie vor dem Geständniß schwer gedrückt hatte. Die Strafe fiel auch meistens gelind aus, denn des Mädchens Aufrichtigkeit benahm der Schuld ihre Größe und versöhnte sogleich Jedermann mit ihr.

Eines Tags wurde Aurelia von ihrer Mutter beauftragt, in den Keller zu gehen, und für den Vater eine Flasche Wein zu holen. Die kleine Kellnerin gehorchte pünktlich, eilte die Treppe hinunter, trat in das dunkle Gewölbe, hob an der ihr schon bekannten Stelle eine Bouteille aus dem Sande und wollte eben so schnell wieder zurückkehren, doch o weh! — unvorsichtiger Weise stieß sie mit jener an eine der steinernen Stufen, das Glas zerbrach und der Wein floß duftend die Stiege hinab.

„Ach Himmel, was hab' ich gethan!" jammerte die Erschrockene.

„Nun, was ist Ihnen denn zugestoßen?" rief die herbeieilende Hausmagd, die im Hofe beschäftigt war, und als sie das Vorgefallene vernahm, setzte sie hinzu:

„Ei, das ist immer noch kein Unglück; der Flaschen Wein giebt es im Keller noch mehrere, nehmen sie geschwind eine andere und Niemand wird es erfahren, daß eine zu wenig ist, ich wenigstens verrathe Sie nicht." -

„O Anna, wie abscheulich spricht sie da! Glaubt sie, ich liebe meine Ältern so wenig, daß ich sie anlügen könnte, lieber will ich die härteste Strafe leiden, als sie hintergehen." Dieß erwiedernd schlich die Betrübte ins Zimmer der Mutter hinein und gestund derselben weinend ihre Unvorsichtigkeit. Frau Gleisheim wußte aber schon, was geschehen war, da sie auf dem Vorplatz Aureliens Gespräch mit der Magd gehört hatte, welches ihr aufs Neue die freudige Gewißheit gab, daß ihre Tochter auch bei Versuchungen der Wahrheit nicht ungetreu werde, und leicht vergab sie ihr die stattgehabte Unachtsamkeit.

Bald darauf erhielt Aurelie von ihrer Mutter den Auftrag, ihr Nähseide und Zwirn zu holen. Unterwegs hing sich ihr eine ihrer Gespielinnen am Arm, und begleitete sie bis zu dem bestimmten Laden. Jedoch in demselben stund eine Dame, die

Nein – bewahre mich Gott vor solch' einem Unrecht!

Etwas auszuhandeln im Begriff war, und die Verkäuferin dadurch in Anspruch nahm, weßhalb die beiden Freundinnen ein wenig verziehen mußten. Sie stellten sich an die Thüre, und schauten über den Markt hinüber, wo Kirschen zum Verkauf stunden. Allein dieß Jahr gab es wenige und die wenigen waren sehr theuer, daher hatten auch beide Mädchen noch keine genossen und sie sprachen gegenseitig ein sehnsüchtiges Verlangen darnach aus.

„O wäre ich nur an deiner Stelle, ich wüßte schon, was ich zu thun hätte;" äußerte Clärchen.

„Und das wäre?" fragte Aurelie gespannt. Jene versetzte:

„Ich würde sogleich den Laden unverrichteter Dinge verlassen, zu dem Korb Kirschen dort hineilen, mir welche kaufen und sie auf dem Nachhauseweg gemächlich verzehren. Zu Hause angelangt würde ich der Mutter versichern, daß ich keine Seide und Zwirn hätte kaufen können, indem mir das dazu bestimmte Geld verloren gegangen wäre. Ist dieß kein gescheiter Rath? Ich bitte dich, befolge ihn."

„Das kannst du mir zumuthen?" wandte ganz entrüstet Aurelia ein. „Schäme dich deines Vorschlags und glaube mir, wenn ich auch darein willigen könnte, daß mir die süßen Früchte mein böses Gewissen ganz verbittern würde. Nein — bewahre mich Gott vor solch einem Unrecht!"

6

Aurelie wollte noch weiter reden, als die Käuferin, deren Anwesenheit die beiden Plauderinnen ganz vergessen hatten, hinter ihnen stand, und Erstere erkannte in ihr Frau von Falkenstein, eine von ihrer Mutter hochgeschätzte Dame, welche reich an Glücksgütern, aber auch reich an innern Vorzügen war, und zu deren Pflegetöchterchen Aurelie schon einigemal als Gesellschafterin berufen wurde. Sie grüßte die Mädchen freundlich und verschwand. Nachdem die kleine Commissionärin sich ihres Auftrags entledigt hatte, und zu Hause anlangte, konnte sie ihren trocknen Gaumen und leeren Magen mit ihrem Vesperbrod laben, das in einem Glas süßer Milch und in einer Semmel bestand, welches Alles doppelt gut ihr schmeckte, da ein frohes Bewußtseyn es würzte.

Tags darauf erschien eine Einladung von Frau v. Falkenstein nicht nur an Aurelien, sondern dießmal auch an ihre Mutter, welche mit großem Vergnügen angenommen wurde.

Ja, Erstere konnte kaum die Stunde erwarten, in der sie sich mit jener auf den Weg machen durfte; denn sie hatte mit Malchen, dem Pflegetöchterchen der Baronin, schon manche frohe Stunde im kindlichen Spiel verlebt.

Diese war äußerst liebenswürdig, sanft und gefällig, aber sie besaß einen Fehler, der oft ihre andern guten Eigenschaften verdunkelte, nämlich die Neigung zur Unwahrheit.

Der Vater des Kindes, der seine Gattin frühzeitig verloren hatte, und ein Freund des Herrn v. Falkenstein war, ging mit Freuden in seinen und seiner Gattin Vorschlag ein, ihnen, da sie kinderlos waren, sein Malchen zur Erziehung anzuvertrauen. Er liebte es bis zur Übertreibung, und aus Rücksicht auf diese weiche Zärtlichkeit, wollte Frau von Falkenstein das Mädchen nicht mit körperlicher Züchtigung den Fehler der Lüge abgewöhnen, wie sie es vielleicht bei einem eigenen Kinde gethan haben würde; alle liebreichen Vorstellungen und Ermahnungen blieben ohne Wirkung.

Wahrhaft betrübte dieß jene und sie sann Tag und Nacht darüber nach, wie sie Malchen zur Liebe für die Wahrheit gewinnen könne.

Nun glaubte sie ein Mittel gefunden zu haben, und schritt sogleich ans Werk. Malchen liebte Aurelien ungemein, und als einem gesitteten Kinde erlaubte ihr auch Frau v. Falkenstein zuweilen den Zutritt in ihrem Hause. Jedoch was sie gestern im Kramladen von demselben mit anhörte, das machte es ihr noch werther, und die Liebe zu diesem wahrheitstreuen Mädchen sollte Malchen bessern.

Frohlockend vernahm die Kleine, daß die liebe Pflegemutter ihre Gespielin für den Abend eingeladen hatte, und bereitete Alles zu ihrer Unterhaltung vor.

Unter andern nahm sie auch ein nettes Würfelspiel aus ihrer Commode zu jenem Zweck, welches ihr kürzlich ihr Vater geschenkt hatte, und nachdem die Kinder zur Genüge mit Puppen, Puppenzimmer und Küche sich beschäftigt hatten, kam genanntes Spiel gleichfalls an die Reihe.

Frau v. Falkenstein spendete getrocknetes Obst zum Gewinnpreis und lange waren die Mädchen vergnügt dabei, als endlich Malchen einen Fehler beging, der ihr das Spiel gewinnen half. Bereitwillig schob ihr Aurelia die Pflaumen hin, rügte aber den vorgefallenen Fehler. Malchen wollte ihn nicht begangen haben; doch die Sache lag klar am Tage und das Mädchen läugnete hartnäckig. Dieß brachte die wahrheitsliebende Aurelia in gerechten Eifer, und auf ihr lautes Zweigespräch kamen die Mütter herbei und erkundigten sich nach der Veranlassung. Malchen wollte erzählen, allein ihre Pflegemutter gebot ihr zu schweigen, da sie — wie sie mit Nachdruck sich äußerte, — die Wahrheit erfahren wolle, und diese nur von Aurelien hören würde. Jene wurde roth bis an die Stirne, und letztere schilderte den Vorgang, wie er war. Statt aller Antwort entfernte sich die Baronin, kam aber bald wieder mit einem feinen Weidenkörbchen voll köstlicher Kirschen in der Hand, welches sie Aurelien überreichte. Oben lag ein Blättchen Papier und auf diesem standen folgende Zeilen:

Schön und labend sind die süßen Früchte,
Die dich freundlich zum Genusse laden,
Ohne daß die Lippen darum baten.
Doch weit süßer noch ist das Bewußtseyn:
Auch der kleinsten Lüge gram,
Mit der Wahrheit ew'gen Bund zu schließen,
Das Vertrau'n der Menschen zu genießen,
Und sich Gottes Gnade zu erfreu'n.

„Träume oder wache ich?" rief die Überraschte. „Welche Bewandtniß hat denn dieß Alles?"

„Erräthst du es nicht?" fragte Frau v. Falkenstein. „Nun gut, so will ich dir das Räthsel lösen."

Sie erzählte ihr darauf, wie sie Tags zuvor ihre Unterhaltung mit Clärchen angehört, sich innig über Aureliens Festigkeit gefreut, und sich sogleich vorgenommen habe, ihr einen Beweis ihres Wohlgefallens darüber zu geben.

Sie ermahnte sie sodann, auch ferner die Bahn der Wahrheit nicht zu verlassen, auf welcher sie sich Gottes Huld und der Menschen Achtung erhalten würde.

Tiefgerührt preßte Aurelie die Hand ihrer Gönnerin an ihre Lippen, diese aber nahm sie in ihre Arme und liebkoste sie herzlich. Mit stillem Entzücken war die Mutter Zeugin dieser Scene. — Malchen aber stand etwas entfernt, Thränen füll-

ten ihr Auge und demüthig nahte sie sich Frau v. Falkenstein mit der leisen Versicherung:

„Aureliens Beispiel soll mich von meinem Fehler heilen, lasse mich nur recht oft und viel in ihrer Nähe seyn.“

„Nun gut,“ erwiederte jene, und drückte die Reuige gerührt an ihr Herz. „Halte Wort, so wird dich meine Liebe reich belohnen, sowie Aureliens freundlicher, lehrreicher Umgang; und solltest du je wieder in deine vorige schlimme Gewohnheit verfallen, so sey Entbehrung des letztern deine Strafe.“

Nur noch zweimal hatte Frau von Falkenstein Ursache, diesen Ausspruch zu verwirklichen; denn immer fester wurde Malchens Vorsatz, wahrhaft zu werden, und immer leichter schien es ihr, denselben auszuführen, so daß ihre treue Pflegemutter sie nach mehreren Jahren ruhig als eine liebenswürdige Jungfrau dem Vater übergeben konnte, da sie, neben andern häuslichen Tugenden und vorzüglichen Eigenschaften, sich auch eine strenge Wahrheitsliebe angeeignet hatte.

O daß der Mensch sich doch nicht selbst betrüge!
Vergeblich hüllt er sich oft in's Gewand der Lüge.
Doch ach! das Auge Gottes dringt in's Herz hinein,
Es sondert strenge Wahrheit von dem Schein,
Und straft den Sterblichen durch des Gewissens Pein.

Die Zierpuppe oder hüte dich vor lächerlichem Zwang.

Gustchen war ein liebenswürdiges Mädchen, unbefangen, natürlich und ganz kindlichen Sinnes. Obgleich sie schon ihr 10tes Jahr zurückgelegt hatte, spielte sie dennoch so gerne und so verständig mit ihrem um 4 Jahre jüngerem Schwesterchen Elisa, daß diese nie vergnügter war, als wenn Augusta ihre Lehrstunden und Aufgaben beendigt hatte, und sich nun geneigt fühlte, Elischen spielend zu unterhalten, wodurch sie sich aber auch eigenen Genuß bereitete. Augusta besaß indessen auch großen Lerneifer und recht viele Kenntnisse für ihr Alter, jedoch war sie fern von allem Eigendünkel, fern von dem Verlangen, bemerkt und gelobt zu werden; ihr einfacher Anzug befriedigte sie vollkommen, und nie ließ sie einen Wunsch nach irgend einem Kleidungsstück laut werden, das nur Erwachsenen zugehört, sie sprach, ging und bewegte sich nur nach ihrer, fast immer fröhlichen Gemüthsstimmung und nach dem Beispiel der Mutter, welche selbst fein gebildet, vielen natürlichen Anstand besaß.

Einmal aber wurde Gustchen in eine Mädchengesellschaft geladen, in der eine kleine Fremde anwesend war, deren Art sich zu benehmen, und deren Aussprache also etwas Ungewöhnliches hatte. Ihr stand Alles gut, denn ihr war es natürlich und sie

besaß überdieß so viele Liebenswürdigkeit, daß sich alle Mädchen zu ihr drängten, und jede von ihr vorgezogen zu werden wünschte.

Clotildens Ältern hatten sich zu einem längeren Aufenthalt in W** entschlossen, man durfte demnach hoffen, öfters in Gesellschaft der neuen, anmuthigen Bekannten zu seyn, und Bertha von Rothfels gerieth auf den Einfall, sich recht mit Mühe Alles, Clotildens Eigenthümliches, anzugewöhnen und nachzuahmen, um sich ihr desto werther zu machen. Auch suchte sie Augusta für ihr Vorhaben zu gewinnen und wußte es ihr so einleuchtend vorzustellen, daß sie versprach, gleichfalls ihr Vorbild zu erreichen zu suchen.

Allein, o Himmel, wie schlecht kam letztere damit weg! Ja kaum hatte sie einige fremdartige Ausdrücke in Clotildens Aussprache zu Hause vernehmen lassen, so war sie auch schon die Zielscheibe des Spottes ihrer muthwilligen Brüder; Elischen staunte sie verwundert an, und wollte sie nicht verstehen, und die Mutter begann: „Ei Mädchen, was ficht dich an? leben wir denn in Sachsen wie Clotilde? laß' deine mißlungenen Versuche, durch lächerliche Nachahmungssucht liebenswürdiger zu werden, und danke Gott, daß du so, wie du jetzt bist, unser Aller Liebe besitzest, die du durch Ziererei leicht verlieren könntest.“

Augusta fiel der Mutter beschämt um den Hals, und versprach, keine Thorheit der Art mehr zu be-

gehen. Sie hielt auch Wort, und das Ganze hatte weiter keinen nachtheiligen Einfluß auf sie.

Anders verhielt es sich mit Bertha. Diese gefiel sich zu gut in ihrem sich selbst aufgelegten Zwang; auch besaß sie überhaupt eine tüchtige Portion Eitelkeit, und ihre Ältern waren schwach genug, diese zu nähren. Ihnen zu gefallen, geschah dasselbe von den Dienstboten und einigen Hausfreunden, und das Mädchen wurde immer übermüthiger und gezierter. Sie verläugnete gänzlich ihre Muttersprache, und das Erstaunen Anderer darüber nahm sie oft fälschlich für Bewunderung, und so artete jene Ziererei immer mehr in Gefallsucht aus.

Ja, jeder Schritt, jede Bewegung verrieth Zwang und Überlegung. Ihr Gang aber wurde so trippelnd und unsicher, daß sie nicht selten einen Fehltritt machte, und die Leute auf der Strasse ihr nachsahen. Ihre Kleidung war sehr überladen und das eitle Ding stund oft Viertelstundenlang vor dem Spiegel, ihren Putz ordnend und ihr hübsches Lärvchen mit Wohlgefallen betrachtend.

An ein kindliches Spiel war bei ihr nicht zu denken, obgleich sie Gustchens Alter hatte, sondern sie gesellte sich immer zu jungen Leuten, die älter waren, als sie und prahlte mit ihrem wohl ziemlich vielseitigen Wissen. Doch diese Zudringlichkeit zog ihr einstmals eine tiefe Beschämung zu.

Sie wurde mit ihren Ältern zu Freunden derselben gebeten, und fand einen sehr gemischten Zirkel von Personen verschiedenen Alters. Zu ihrem großen Verdruß wies man ihr den Platz bei den Kindern an, obgleich ihr Anzug, Putz und Benehmen sie mehr den Erwachsenen gleichstellte. — Nach dem Kaffeetrinken begannen die Spiele. Die ältern Leute nahmen die Karten in die Hand; Bertha's ehemalige Freundinnen, die sich aber von der Zierpuppe schon länger fast ganz zurückgezogen hatten, vereinigten sich mit den anwesenden Knaben ihres Alters, und ein großes Puppenhaus gab ihnen die angenehmste Beschäftigung; sie waren unendlich vergnügt, während sich Bertha entsetzlich langweilte, und gähnend von einem Fenster zum andern ging. Jedoch außer den Ältern jener Kinder, waren auch deren ältere Söhne und Töchter zugegen, und diese setzten sich um einen Tisch, und wählten allerlei sinnige Schreibspiele zu ihrer Unterhaltung. Kaum war Alles auf solche Weise hübsch eingerichtet, als sich Bertha zu letzteren hinschlich, anfangs still zuhörte und zusah, dann altklug darein schwatzte, und endlich um die Erlaubniß bat, mitspielen zu dürfen.

Ein lustiger Patron unter den Jünglingen erhob sich schnell, holte von der Kinder Spielzeug eine Wickelpuppe, legte sie der sich sträubenden Bertha in den Arm und sagte:

„Ja, mein Kindchen, setze dich zu uns, aber nimm dabei dein Püppchen auf den Schoos, das arme

Ding weint sich sonst zu Tode, und man sieht dann doch gleich, daß du dich nur an unsern Tisch verirrt hast.“ —

Bitter böse rannte Bertha fort und zur Mutter, welche sie so lange und keifend bestürmte, nach Haus gehen zu dürfen, bis es ihr dieselbe gestattete, wo sie dann ihren Verdruß unter Thränen und Klagen austoben lassen konnte. —

Eine verständige Hausjungfer wollte sie trösten und ihr sanft zu Gemüthe führen, daß sie sich selbst diese unangenehme Erfahrung zuzuschreiben habe, und den Abend mit ihres Gleichen im schuldlosen Spiel vergnügt hätte zubringen können; doch Bertha hielt die Ohren zu, und wollte nicht auf gute Vorstellungen hören, darum mußte sie denn bald darauf fühlen, daß Ziererei ein verderblicher Fehler sey.

Es war Winter, und durch eingefallenes Thauwetter und wieder darauf folgende Kälte auf den Strassen ungemein glatt. — Bertha war wieder nach langer Zeit zu Clotilden eingeladen, bei der sie jedoch durch ihre lächerliche Nachahmungssucht, ihren Zweck, sich das Wohlgefallen derselben im größern Grad zu erringen, bei weitem nicht erreicht hatte. Gutmüthig belächelte jene ihre Thorheiten, hielt sich aber ziemlich entfernt von ihr. Dagegen war sie mit Augusten ein Herz und eine Seele geworden.

Nun wollte sie jedoch wieder einmal einen größern Mädchenkreis um sich versammeln, und Bertha

durch offenbare Zurücksetzung nicht allzusehr kränken, sondern auch dazu bitten. Freudig sagte diese zu und verwandte auf ihren Anzug unendliche Mühe und Aufmerksamkeit. Endlich war sie so weit, sich bei der Mutter verabschieden zu können, welche sie warnend ermahnte:

„Laß dich von Kunigunden hinführen, mein Kind, es ist gar zu schlimm gehen, du könntest fallen."

„J, bewahre," entgegnete das Mädchen. „Viel lieber gehe ich allein, als mich im Arm der Magd so gemein fortzuschleppen;" und damit entfernte sie sich.

Trotz dem spiegelnden Eis auf dem Wege drehte und wiegte sich Bertha im Gehen, wie sonst und setzte die Füße, als ginge der Tanzmeister sie beobachtend neben ihr. Allein sie war die Strasse nicht halb durchgetrippelt, als sie ausglitschte und mit solcher Gewalt hinfiel, daß sie nicht aufstehen konnte.

Zum Unglück war gerade die Knabenschule, die sich in der Nähe befand, aus. Die schlimmen Jungen hatten schon vorher Bertha flüsternd und spottend verfolgt, und nun — als sie hinfiel, brachen sie in lautes Lachen aus, und riefen einstimmig:

„Da, da liegt die Zierpuppe — da liegt sie — laßt sie liegen, wir wollen sehen, wie zierlich sie sich wieder in die Höhe haspelt." u. s. w.

Allein letzteres geschah nicht. Weinend vor Angst und Schmerz flehte sie:

„Helft, o helft mir! Ich habe gewiß den Fuß gebrochen.“

Der Kinderlärm zog Frau von Rothfels und mehrere Nachbarn ans Fenster, und wer beschreibt den Schrecken der Erstern, als sie ihre Tochter auf dem Boden liegen und von jenen umringt sah. Von allen Seiten eilte man ihr nun zu Hülfe und die Mutter war natürlich an der Spitze. Sie fand Bertha's Vermuthung gegründet, und den Fuß gebrochen. Ein Wundarzt, der zufällig gerade die Strasse daher kam, bestätigte es, wurde sogleich von der Baronin mit nach Hause genommen, und unter großen Schmerzen das zerbrochene Glied Bertha's eingerichtet. Sie mußte acht Wochen lang auf einer Stelle liegen, was ihr bei ihrem lebhaften Charakter fast unerträglich war, jedoch für ihr besseres Selbst sehr heilsam, indem sie Zeit hatte, über sich und die letzten Erfahrungen reiflich nachzudenken. Sie erinnerte sich zugleich an früher erhaltene Warnungen ihres wackern Lehrers, und Alles dieß erweckte in ihr den Entschluß, die widerliche Ziererei und Altklugheit sich abzugewöhnen, und zwangloser sich zu benehmen.

In diesem Vorsatz bestärkte sie fest Clotilde, welche sie unter allen ihren Freundinnen am häufigsten besuchte, und sich, wiewohl schuldlos, als die Ursache derselben anklagte, daß Bertha nach und nach in obige Fehler verfallen sey. Sie bat sie mit süßer

Überredungsgabe auch zu ihrer Beruhigung sich zu ändern und Bertha versprach es.

Mit Mühe zwar, aber mit Ernst und also auch mit Glück strebte sie nach einem kindlicheren Sinne, nach einem natürlichen Betragen. Es gelang ihr wirklich, Beydes sich wieder eigen zu machen, und sie fand reichen Lohn in dem wieder erlangten Wohlgefallen aller Verständigen und in der innigen Freundschaft Clotildens, die sie nun Vielen ihrer Gespielen mit Recht vorzog.

Kind, bleibe Kind!
Die Freuden froher Jugend
Entschwinden ohnehin dem Blüthenmonde gleich
Und nur in unbefang'ner Unschuld bist du reich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nürnberg,

bei

August Recknagel.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinhold, Caroline,

Tugendspiegel oder das moralische ABC Ein Lehr- und Lesebuch zur Veredlung jugendlicher Herzen

Nürnberg 1836

Paed.pr. 2837 di
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760792-1